Nr. 147 — Jahrgang 14   Einzelnummer 0,20 Zl.   Sonnabend, den 29. Juni 1929

Volkswille

Zentralorgan der Deutschen Sozialistischen Arbeitspartei Polens

Anzeigenpreis: 1/64 Seite 3.75, 1/32 Seite 7.50, 1/16 Seite 15.—, 1/8 Seite 30.—, 1/4 Seite 60.—, 1/2 Seite 120.—, 1 ganze Seite 240.— Zloty. Familienanzeigen und Stellengesuche 20% Rabatt. Anzeigen unter Text, die 3 gespaltene mm Zeile 0.60 Zl. von außerhalb 0.80 Zl. Bei Wiederholungen Rabatt.

Abonnement: Vierzehntägig vom 16. bis 30. 6. cr. 1.65 Zl., durch die Post bezogen monatlich 4,00 Zl. Zu beziehen durch die Hauptgeschäftsstelle Kattowitz, Beatestraße 29, durch die Filiale Königshütte, Kronprinzenstraße 6, sowie durch die Kolporteure.

Redaktion und Geschäftsstelle: Kattowitz, Beatestraße 29 (ul. Kosciuszki 29). Postscheckkonto P. K. O., Filiale Kattowitz, 300174. — Fernsprech-Anschlüsse: Geschäftsstelle Kattowitz: Nr. 2097; für die Redaktion: Nr. 2004

Macht oder Recht?

Abgeordneter Dr. Liebermann zum Fall Czechowicz — Der „unwürdige“ Sejm der den heutigen Staatspräsidenten wählt — Soll der Sejm beseitigt werden? — Die bestehende Verfassung fordert die Verurteilung Czechowicz

Warschau. Am 2. Tag des Czechowiczprozesses, am Donnerstag, erhielt der 1. parlamentarische Ankläger Dr. Hermann Liebermann von der polnischen sozialistischen Partei zu seinem großen Plädoyer das Wort.

Liebermann führte u. a. aus, daß es der Anklage in diesem Verfahren

nicht um politische Ziele, sondern um das Recht gehe,

daher müsse der Staatsgerichtshof auch alle politischen Erwägungen ausschalten und nur die Rechtsfrage klären, ob die Handlungsweise des früheren Finanzministers mit Verfassung und Gesetz im Einklang gewesen sei. Als Anklägerin trete die gesetzgebende Körperschaft, also die Volksvertretung des ganzen Landes vor das Tribunal.

Der Sejm sei dazu berufen, über die bestehende Verfassung zu wachen,

wie auch Pilsudski und Czechowicz geschworen hätten. Er habe erwartet, daß Pilsudski, eine geniale Persönlichkeit, sich ebenso genial bei der Auslegung des Rechtes erweisen werde. In dieser Hoffnung sei er getäuscht worden. Erst habe Pilsudski in seinem Artikel erklärt, der Staatsgerichtshof dürfe es überhaupt nicht wagen, in Sachen Czechowicz zusammenzutreten. Dann habe er sich schriftlich geweigert, sich als Zeugen vernehmen zu lassen und

sei schließlich doch vor dem Staatstribunal erschienen.

In Polen sei dem Parlament jeder Schutz entzogen. Dem Staatsgerichtshof falle die Aufgabe zu,

anstelle der Macht das Recht wieder aufzurichten.

Im Mittelpunkt dieses Prozesses ständen zwei Fragen:

1. die, ob in Polen ein Gesetz bestehe, daß dem Finanzminister vorschreibe, für alle Staatsausgaben die Zustimmung des Parlaments einzuholen. Wenn man sich von dem Bestehen eines solchen Gesetzes zu überzeugen habe, entstehe die

2. Frage, ob der Finanzminister Czechowicz die ihm auferlegte Pflicht erfüllt habe. Die erste Frage müsse zweifellos mit Ja und die zweite ebenso mit Nein beantwortet werden.

In seinen weiteren Darlegungen versuchte Dr. Liebermann nachzuweisen, daß die neuesten Haushaltsüberschreitungen keineswegs dem Staate gedient hätten. So könne man z. B. nicht behaupten, daß die Anklage einer kostspieligen Zentralheizung für einen Minister oder der Ankauf von Autos für verdiente Staatsfunktionäre durch die staatliche Nowendigkeit diktiert seien. Die höchste Kontrollkammer habe auf ihre Mahnungen gar keine oder nur ausweichende Antwort erhalten.

Pilsudski habe erklärt, daß der erste Sejm ungültig und unfähig gewesen sei, im Interesse des Staates notwendige Beschlüsse zu fassen.

Daraus gehe hervor, daß das Parlament angeblich unwürdig gewesen sei, nachträglich die etwa 600 Millionen betragenden Haushaltsüberschreitungen zu prüfen, während man es doch für würdig erachtet habe, Pilsudski und später Moscicki zum Staatspräsidenten zu wählen. Tatsächlich handelt es sich um den Wunsch,

den Sejm herabzusetzen und zu beseitigen.



John D. Rockefeller 90 Jahre alt

Der bekannte amerikanische Petroleummagnat, John D. Rockefeller, begeht am 6. Juli noch in großer Frische seinen 90. Geburtstag. Trotz seines hohen Alters pflegt er auch heute seinen Lieblingssport, das Golfspiel, auszuüben. — Unser Bild zeigt Rockefeller in einer Ruhepause auf dem Golfplatz.

Die Rechenschaftsweigerung bedeute den Beginn des Kampfes. Es sei ein offenes Geheimnis, daß der ursprünglich 200 000 Zloty betragende Dispositionsfonds des Ministerpräsidenten ohne Genehmigung des Sejms um das 4fache erhöht worden sei, um dem Regierungsblock zu Wahlzwecken zu dienen. Wenn Czechowicz sich damit rechtfertige, daß es ihm unmöglich gemacht worden sei, persönlich an den Sejm heranzutreten, so sei das keineswegs stichhaltig, da der Finanzminister in allen Angelegenheiten seines Ressorts verfassungsmäßig nur von dem Gesetz verantwortlich sei.

Pilsudski habe ihm die Verantwortung nicht abnehmen können.

Der Staatsgerichtshof müsse darüber entscheiden,

ob Macht vor Recht gehen solle.

Der frühere Finanzminister habe seine Pflicht und die klaren gesetzlichen Bestimmungen verletzt. Darum müsse er verurteilt werden.

Der Sejm vor dem Staatsgerichtshof?

Zum ersten Male hat sich ein Finanzminister vor dem Staatsgerichthof zu verantworten, weil er Budgetüberschüsse ohne Zustimmung der Volksvertretung verwendet hat. Nach der Verfassung kann nicht der ganze Ministerrat für die Handlungen des Finanzministers verantwortlich gemacht werden, sondern dieser haftet allein für solche Ausgaben, selbst wenn er sie auf Anordnung Dritter vollzogen hat. Die Regierungspresse versucht nun den Czechowicz-Prozeß als Unrecht darzustellen und die erste Sitzung dieses hohen Tribunals wurde denn auch durch die Ausführungen des Kriegsministers Pilsudski zu einer Anklage gegen den Sejm, der ein dummes und unsinniges Gesetz betreffend des Obersten Gerichtshofes geschaffen hat. Der Marschall richtet seine ganze Schärfe des Ausdrucks allerdings gegen den ersten, verfassungsschaffenden Sejm, aber da die Anklage gegen Czechowicz von der Volksvertretung beantragt worden ist, die schon unter Pilsudskis Regime gewählt wurde, so richten sich die Angriffe nicht minder auch gegen das heutige Parlament und diesmal ohne Ausnahme auch gegen die Vertreter des Regierungsblock. Es sollen hier die unglaublichen Ausdrücke, mit denen wieder die Volksvertretung bedacht ist, nicht wiederholt werden, denn schließlich ist die Zusammensetzung des Sejms der Ausdruck des Volkswillens und eine Beleidigung des Sejms trifft also auch die gesamte Bevölkerung der polnischen Republik. Man wird sowohl im Auslande als auch bei uns die neuen Schimpfereien Pilsudskis als das bewerten müssen, was sie in Wirklichkeit sind, die Leidenschaften eines militärischen Politikers im Alter und Kränkung, weil nicht alles nach seinem Wunsche geht und der sich in der Zwangslage befindet, eine Institution dulden zu müssen, gegen welche sich sein ganzes Wesen empört.

Ueber die polnischen Parlamente wird die Geschichte ihr Urteil sprechen müssen und wenn Pilsudski die Behauptung aufstellt, daß sich das erste Parlament aus Staatsvertretern zusammengesetzt hat, welche an den Galgen gehören, so sollte man auch das heutige Regierungslager nicht vergessen, welches im Kampfe um die Unabhängigkeit mindestens so viel Verräter in sich bürgt, als nach den damaligen Gesetzen ihre Handlungen ausschließlich, besonders nach dem österreichischen und russischen Gesetz, als Hochverrat gelten konnten. Und alle Politiker, die für die Unabhängigkeit des polnischen Staates warben und strebten, haben eben vor und während des Krieges mehr oder weniger Hochverrat getrieben, was in der Natur der Sache lag und heute aus dieser doch patriotischen Vergangenheit ihnen einen Vorwurf zu machen, ist mindestens verfehlt. Und Pilsudskis Vergangenheit ist mindestens mit diesen Dingen aufs engste verbunden, so daß es wirklich unverständlich ist, warum sich der Marschall zu solchen Kraftausdrücken hinreißen läßt. Gewiß gibt es und gab es in den polnischen Sejms „Volksvertreter“, die bestimmt nicht den Anspruch Parlamentarier zu sein, erheben können, aber auch sie sind Produkte unserer Zeit und letzten Endes der Verhältnisse unter denen sie in drei Staaten geworden sind und eine genaue Nachprüfung der Umgebung des Marschalls und der lauten Anhänger seiner Idee, würde mindestens soviel beschränkte Individuen an den Tag fördern, wie wir sie in der Volksvertretung finden und die Angriffe des Marschalls beschränken sich ja wiederum nicht allein auf die Volksvertretung, sondern die gesamten politischen Parteien, richten sich also auch indirekt gegen die gesamte Bevölkerung unseres Staates.

Es ist ja verständlich, wenn der Marschall die Gelegenheit benutzt, um wieder einmal gegen den Sejm loszuwettern. Aber der neutrale Beobachter muß doch zu dem Ergebnis kommen, daß es ein Akt politischer Schwäche ist, wenn man dann nicht den Mut hat, den Sejm aufzulösen, dem Staatspräsidenten die Aufgaben des Staates zu überweisen und dadurch dem Volk mehrere Millionen, die die überflüssige Institution des Sejms, nach Meinung des Marschalls, kostet, zu ersparen. Aber weil man diesen Schritt nicht wagt, so ist es doch nur ein Zeichen der Schwäche, möge sie sich auch nur auf außenpolitische Auswirkungen zurückführen lassen. Denn man wird jenseits der Grenze mit Recht fragen, warum man sich denn eine An-

Umbildung des französischen Kabinetts

Gerüchte in der Kammer

Paris. Die Presse gibt umlaufende Gerüchte wieder, wonach Poincaree an eine Umbildung seines Kabinetts denken soll. Poincaree sei geneigt, die Radikalsozialisten wieder in die Regierung aufzunehmen. Innenminister Tardieu soll Kriegsminister werden, während an seiner statt der Radikalsozialist Albert Sarraut wieder in das Innenministerium, Herriot in das Unterrichtsministerium, einziehen. Dieser Plan soll gemeinsam von Poincaree und dem früheren Landwirtschaftsminister ausgearbeitet worden sein. Die Hauptschwierigkeit bildet der vorgesehene Wechsel im Innenministerium, da Tardieu sich weigert, das Kriegsministerium zu übernehmen. Um eine Regierungsumbildung zu hintertreiben, predige Tardieu die Eintracht und ermahne zur Ratifizierung der Schuldenabkommens. Es besteht zweifellos zwischen Poincaree und seinen jetzigen Mitarbeitern im Kabinett Differenzen, die behoben werden müssen.

Tagung der Sozialistischen Arbeiter-Internationale

Die Exekutive der Sozialistischen Arbeiter-Internationale wird am 28. und 29. Juli 1929 im Volkshaus in Zürich ihre reguläre Halbjahrssitzung abhalten. Diesen Beratungen geht am 27. Juli eine Sitzung des Büros der S. A. J. voran. An der Sitzung der Exekutive wird als Vertreter der D. S. A. P. Genosse Kowoll teilnehmen.

Beginn der Liquidationsverhandlungen

Berlin. Am 3. Juli werden in Paris die deutsch-polnischen Enteignungsverhandlungen beginnen, in denen über die Klagen wegen vertragswidriger Enteignung deutschen Eigentums in Polen entschieden werden soll. Etwa 700 solcher Fälle harren der Erledigung. Die Verhandlungen sollen abschließenden Charakter haben.

klage vor den Staatsgerichtshof durch einen Sejm diktieren läßt, der so minderwertig ist und man wird betonen, wieso kommt es, daß gerade Pilsudski selbst noch vor diesem Gerichtshof erscheint, von dem er behauptet hat, daß er es nicht wagen darf, zusammen zu treten, wenn er selbst Ministerpräsident werde. Nun, gewiß ist Pilsudski nur Kriegsminister, aber wir haben aus seinem eigenen Munde gehört, daß er immer die volle Verantwortung für die Regierungshandlungen auf sich nimmt, wie er sich ja schützend vor Czechowicz stellt und diesem das beste Zeugnis ausstellt, der sich keinerlei Verfehlungen zuschulden hat kommen lassen, sondern die Befehle ausführte, die ihm Pilsudski übertrug. Warum also dieser Sejm noch heute existiert, gegen den sich das ganze Wesen Pilsudskis sträubt, ist wirklich unverständlich und in der Politik eines Mannes, der diese Machtbefugnisse und die Militärgewalt besitzt, nichts anderes als eine politische Schwäche, deren Ursachen allerdings ganz wo anders zu suchen sind.

Die erste Verhandlung vor dem Staatsgerichtshof hat gezeigt, daß der Versuch unternommen wurde, die ganze Anklage, also das Vergehen, Budgetüberschüsse ohne Zustimmung des Sejm verwendet zu haben, sich vom Finanzminister auf den Sejm verschieben soll, eine Methode, die nicht überrascht, wenn man berücksichtigt, daß es ja im wesentlichen darauf ankam, festzustellen, welchen Betrag die Regierung für Wahlzwecke ausgab. Heute steht es fest und Pilsudski selbst hat es bestätigt, daß die Regierung nicht weniger als 8 Millionen Zloty für die famosen Sejmwahlen im vorigen Jahre herausgegeben hat, um sich eine politische Vertretung zu schaffen, die das heutige System stützen soll. Dann trifft aber auf diese Gruppe die ganze Verachtung zu, die der Marschall dem Sejm in seiner Gesamtheit macht. Auch hierfür übernimmt der Marschall die ganze Verantwortung. Aber es wäre falsch, die Dinge so zu nehmen, wie sie uns vom Regierungslager dargestellt werden. Es sind Steuergelder des ganzen Volkes, die hier zu Unrecht für eine einzige Gruppe verwendet worden sind und gerade dieses Lager zog aus, um die Korruptionen in Polen zu bekämpfen und hier sehen wir, daß Steuergelder zu einseitigen parteipolitischen Zwecken verwendet worden sind. Wenn man sich dann der Aufrechnung der Gelder durch Ablehnung der Anklage oder als ein überflüssig erklären des Staatsgerichthofes zu entziehen versucht, so ist die Regierungspolitik klar, man braucht über die Triebkräfte kein Wort mehr verlieren.

Nach der ersten Gerichtsverhandlung mag es überflüssig erscheinen, sich mit dieser Komödie, wie sie Pilsudski nannte, zu beschäftigen. Aber sie ist nicht zur Komödie aus dem Gesetz heraus geworden, sondern aus dem Machtgefühl des heutigen Regierungssystems welches entschieden hat, wie sich weiter der Verlauf der Ereignisse vollziehen soll. Denn soviel Charakterstärke, wie der Abgeordnete Liebermann, hat leider niemand vom Staatsgerichtshof besessen, der auf die Angriffe des Marschalls gegen den Sejm gebührend geantwortet hätte. Und darin liegt nicht die Tragik des Sejms, sondern die Bewertung des polnischen Volkes überhaupt von einem Manne, der wiederholt das persönliche „Ich“ in den Vordergrund schiebt, ohne zu wissen, daß breite Massen sich längst nicht mehr mit ihm solidarisieren und dessen Umgebung Menschen mit außerordentlich engem politischen Horizont zieren. Auch dieses Spiel des Machtgefühls wird vorübergehen und wird gewiß kein schönes Blatt in der Geschichte der polnischen Republik sein; daß scheinen die Träger des heutigen Systems nicht zu begreifen, die auszogen, um Polen moralisch zu sanieren. Wie diese „Sanierung“ aussieht, darüber spricht gerade der Czechowicz-Prozeß eine so deutliche Sprache, daß man dem nichts mehr hinzuzufügen braucht. —ll.

Die diplomatische Konferenz doch in London?

Berlin. Wie von zuständiger Stelle mitgeteilt wird, ist in der Frage des Tagungsortes für die bevorstehende diplomatische Konferenz noch keine Entscheidung gefallen. Wie jetzt bekannt wird, war ursprünglich ein deutscher Ort vorgesehen. Später wurde dann von einem neutralen Konferenzort gesprochen und Lausanne vorgeschlagen, dann aber als ungeeignet abgelehnt. Ein amtlicher Wunsch der englischen Regierung, die Konferenz in London stattfinden zu lassen, ist bisher in Berlin noch nicht geäußert worden. Nichtsdestoweniger haben, wie in diplomatischen Kreisen verlautet, Erörterungen hierüber in Berlin bereits stattgefunden, wobei der Standpunkt geltend gemacht worden ist, daß es für die englische Regierung nicht angehe, bereits so kurze Zeit nach ihrem Amtsantritt an einer im Auslande stattfindenden internationalen Konferenz teilzunehmen. Da auch Poincaree London nicht unbedingt abgelehnt hat, sondern lediglich äußerte, er würde einen französischen oder neutralen Konferenzort vorziehen, ist mit ziemlicher Sicherheit damit zu rechnen, daß die Verhandlungen in der englischen Hauptstadt stattfinden werden.

10 Jahre Versailler Diktat



Die Unterzeichnung durch die deutschen Delegierten am 28. Juni 1919 im Schloß zu Versailles.

An das deutsche Volk!

Der Aufruf des Reichspräsidenten und der Reichsregierung zum 28. Juni

Berlin. Der heutige Tag ist ein Tag der Trauer. Zehn Jahre sind verflossen, seit in Versailles deutsche Friedensunterhändler gezwungen waren ihre Unterschrift unter eine Urkunde zu setzen, die für alle Freunde des Rechts und eines wahren Friedens eine bittere Enttäuschung bedeuteten. Zehn Jahre lastet der Vertrag auf allen Schichten des deutschen Volkes, auf Geistesleben und Wirtschaft, auf dem Werk des Arbeiters und des Bauern. Es hat zäher und angestrengter Arbeit und einmütigen Zusammenstehens aller Teile des deutschen Volkes bedurft, um wenigstens die schwersten Auswirkungen des Versailler Vertrages abzuwenden, die unser Vaterland in seinem Dasein bedrohte und das wirtschaftliche Gedeihen ganz Europas in Frage stellten.

Deutschland hat den Vertrag unterzeichnet ohne damit anzuerkennen, daß das deutsche Volk der Urheber des Krieges sei. Dieser Vorwurf läßt unser Volk nicht zur Ruhe kommen und stört das Vertrauen unter den Nationen. Wir wissen uns Eins mit allen Deutschen in der Zurückweisung der Behauptung der alleinigen Schuld Deutschlands am Kriege und in der festen Zuversicht, daß dem Gedanken eines wahren Friedens, der nicht auf Diktaten, sondern nur auf der übereinstimmenden und ehrlichen Ueberzeugung freier und gleichberechtigter Völker beruhen kann, die Zukunft gehört.

Berlin, den 28. Juni 1929.

Der Reichspräsident, gez. von Hindenburg.

Die Reichsregierung,

gez. Müller, gez. Stresemann, gez. Groener, gez. Curtius, gez. Dr. Wirth, gez. Dr. Schätzel, gez. Wissel, gez. Dr. Hilferding, gez. Dietrich, gez. von Guerard, gez. Dr. h. c. Stegerwald.

Einweihung des Parteihauses in Paris

Seit einigen Wochen arbeitet das Parteisekretariat der französischen sozialistischen Partei und die Redaktion des „Populaire“ in dem von der Partei neu erworbenen Hause, 9, Rue Victor Massee. Durch Solidarität sind die Mittel — zwei Millionen französische Francs, die der Ankauf und die Einrichtung des Hauses erforderten — aufgebracht worden. Die Sammlungen sind noch nicht zu Ende, aber sie hatten so guten Erfolg, daß die Gesamtsumme bald erreicht sein wird. Am Sonntag, den 30. Juni, findet nun die feierliche Einweihung des neuen Hauses statt. Zunächst hat Compere-Morel, dessen Initiative und unermüdliche Arbeit dieser große Fortschritt für die französische Partei vor allem zu danken ist, gedacht durch ein großes Bankett das Ereignis zu feiern. Das Bankett, das am Abend des 30. im Salle du Gymnase Jean Jaures stattfinden wird, wird tausende Teilnehmer zählen. Längst sind alle Karten vergriffen und tausende Genossen aus Paris und der Provinz könnten an der Feier nicht teilnehmen und so wurde sie durch eine zweite große Veranstaltung um 2 Uhr nachmittags im Salle du Gymnase Voltaire ergänzt. Als Redner für den Tag sind angekündigt: Leon Blum, Paul Faure, Paul Boncour, Pierre Renaudel, Bracke, Vincent Auriol, Marquet, Frot, Le Troquet und Emile Vandervelde.

Die ganze Internationale wird es freudig begrüßen, daß die französische Sozialistische Partei nun in Mitten von Paris ein ihrer Größe und Bedeutung entsprechendes Heim für ihre Arbeit eingerichtet hat.

Poincaree über den Youngplan

Paris. Ministerpräsident Poincaree setzte am Donnerstag seine Ausführungen vor den Kammerausschüssen für Finanzen und auswärtige Angelegenheiten fort, wobei er einen Vergleich zwischen dem Dawesplan und dem Youngplan zog. Der Ministerpräsident kam zu dem Schlußergebnis, daß nunmehr eine enge Verbindung zwischen Schulden und deutschen Kriegsentschädigungen hergestellt worden sei. Die Vorteile des Youngplanes würden zwar Nachteile überwiegen, ohne daß diese Vorteile Frankreich jedoch eine Summe geben, die für den Wiederaufbau der zerstörten Gebiete in vollem Umfange genügten. Frankreich habe dem Weltfrieden neue beträchtliche Opfer gebracht und hege die Hoffnung, daß die Regierungen den Youngplan in seiner jetzigen Gestalt als ein unteilbares Ganzes annähmen und in allen seinen Teilen während der festgesetzten Zeit durchführten. Die Durchführung des Planes hänge von dem guten Willen Deutschlands ab.

Warschau feiert Versailles

Warschau. Am Mittwoch abend fand im Rathaus eine große Versailles-Feier der nationalen Parteien und Verbände statt. Der Fraktionsvorsitzende der national-demokratischen Partei, Professor Rybarski, führte in seiner Rede u. a. aus, daß der heute noch nicht ganz durchgeführte Versailler Friedensvertrag Gegenstand eines, auf seine Beseitigung gerichteten Kampfes sei.

Da dieser Vertrag das Dasein und die Größe Polens rechtlich unterbaue, müsse das polnische Volk große Wachsamkeit üben und zu seinem Schutz bereit sein. Die geschichtliche Bedeutung von Versailles liege darin, daß es die 1000-jährige deutsche Flutwelle vom Osten zurückgedrängt habe. Allerdings seien die Interessen Polens im Versailler Vertrag nicht voll berücksichtigt worden. Außer den Deutschen regten auch die internationalen Pazifisten die Beseitigung der Friedensverträge an.

Nach Rybarski sprachen noch mehrere Redner im gleichen Sinne.

Macdonald und die Arbeitszeit im Bergbau

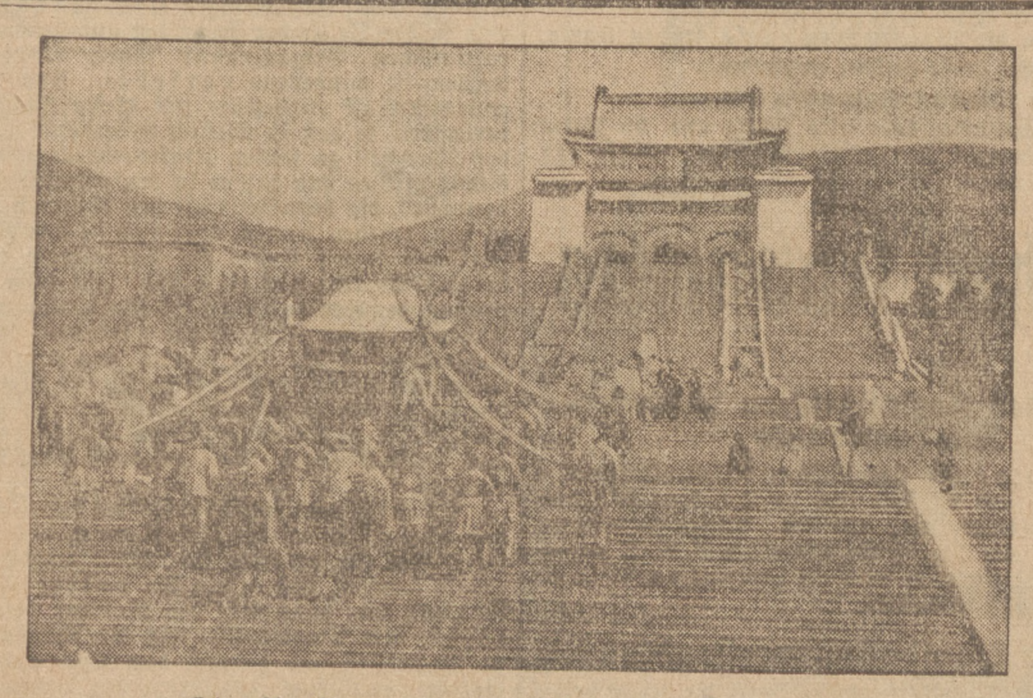
London. Macdonald wird dieser Tage die Exekutive des Bergarbeiterverbandes empfangen und die schwebenden dringlichen Fragen bezüglich des britischen Bergbaues besprechen. Im Vordergrund dieser Erörterung wird das Problem der Arbeitszeitregelung im britischen Bergbau stehen, das die dringlichste sozialpolitische Aufgabe darstellt, der sich die Arbeiterregierung gegenübersieht.

Die Forderung des Bergarbeiterverbandes läuft auf eine Aufhebung des Achtstundentages im Bergbau und eine Rückkehr zur siebenstündigen Arbeitszeit hinaus. Angesichts der schwierigen Situation des Bergbaues ist es jedoch unwahrscheinlich, daß die Regierung den Wünschen des Bergarbeiterverbandes voll und ganz Folge leisten kann. Es dürfte der Versuch gemacht werden, ein Kompromiß zu finden, das sich zwischen der vollen Rückkehr zum siebenstündigen Arbeitstag und dem bisherigen Achtstundentag im Bergbau bewegt. Eine Lösung ist allerdings insofern schwierig, als die Exekutive der Arbeiterpartei vor den Wahlen für den Fall, daß sie die Unterhausmehrheit erhalte, die völlige Aufhebung des Achtstundentages im Bergbau feierlichst zugesichert hatte.

Politischer Anschlag in Sofia

Zwei Mitglieder der Nationalvereinigung niedergeschossen.

Belgrad. Wie die „Politika“ aus Sofia meldet, sind dort am Mittwoch abend am Boulevard Skobeljew in unmittelbarer Nähe des russischen Denkmals die Mitglieder der Nationalvereinigung, Statscha Dimitri und Ilis Strikoff von drei Unbekannten durch Revolverschüsse niedergeschossen worden. Die Täter konnten entkommen.



Die Beisetzung Sunjatsens in Nanking

Die Leiche des ersten Präsidenten von China, Dr. Sunjatsen, der von seinem Volke wie ein Nationalheros verehrt wird, wurde kürzlich nach der alten Kaiserstadt Nanking überführt und dort in einem prachtvollen Mausoleum beigesetzt. — Unser Bild zeigt den Trauerzug mit dem von einem Baldachin überdachten kostbaren Sarge auf der großen Freitreppe des Mausoleums.

Polnisch-Schlesien

Der Prozeß Miednak contra „Kurjer Slonski“ und „Volkswille“

Im „Volkswille“ veröffentlichten wir seinerzeit den Artikel: „Der moralische Schulvisitator“, dessen hauptsächlichen Inhalt wir dem „Kurjer Slonski“ entnahmen. Auch die „Polonia“ befaßte sich mit dieser Angelegenheit, brachte jedoch einen Tag später eine Berichtigung. Unsere Veröffentlichung erfolgte erst dann, nachdem wir uns Informationen bei der Redaktion des „K. Sl.“ eingeholt hatten. Nach dem Artikel des „K. Sl.“ hat Schulvisitator Miednak, anläßlich einer Konferenz im Königshütter Mädchengymnasium, die Lehrerin Ribka in wenig zarter Weise zur Rede gestellt, weil sie sich in anderen Umständen befand. Es soll das Wort „Unmoral“ bei dieser Auseinandersetzung gefallen sein. Gegen den „Volkswille“ sowie den „K. Sl.“ strengte Schulvisitator Miednak Privatklagen an, die am Mittwoch vor dem Presserichter zum Austrag gelangten. Wir hatten keine Absicht, über den Prozeßverlauf zu berichten, da die Angelegenheit noch nicht erledigt ist. Die Einstellung der „Polska Zachodnia“, ihr Bericht über den Prozeß, zwingt uns aber dazu doch zu einer Berichtigung.

Gen. Redakteur Helmrich wurde zu 1000 Zloty Geldstrafe oder 100 Tagen Gefängnis und 800 Zloty Entschädigung an Herrn Miednak verurteilt. Der Redakteur des „Kurjer Slonski zu 1500 Zloty oder 150 Tagen Gefängnis und 1000 Zloty Entschädigung an den Kläger. Soweit, was den Ausgang der Gerichtsverhandlung anbelangt.

Wesentlich wichtiger ist uns jedoch die Darstellung der „Polska Zachodnia“ über die Verhandlung gegen den Genossen Helmrich. Dieser erklärte: Wenn auch die durch uns geladene Zeugin, Lehrerin Ribka, wesentlich andere Angaben macht, als der Inhalt des inkriminierten Atrikels ist, so ist die Angelegenheit immerhin sehr mysteriös. Die Aussagen des Anklägers und der Zeugin haben den Sachverhalt nicht geklärt, zumal die Zeugin behauptet, daß sie sich nur unter 4 Augen abgespielt hielt. Schulvisitator Miednak ist der Vorgesetzte der Zeugin, darum lasse sich vieles erklären. Es ist bemerkenswert, daß trotz der 4 Augen aus dem Vorfall ein regelrechter Stadtklatsch wurde, der zuerst den Weg in die Redaktion des „Kurjer Slonski“ fand und zwar nach meinen Informationen soll es selbst Bürgermeister Spaltenstein gewesen sein, der den Redakteur Miedzynski instruierte. Wenn nun die Angelegenheit sich anders verhielt, so sei es zeichnend für jene Gesellschaftskreise, die sich zumeist aus Intellektuellen zusammensetzen und trotzdem einen solchen Klatsch verbreiten. Zieht man aber in Betracht die letzten Debatten im Kattowitzer Stadtparlament über Herrn Miednaks Verhalten, gelegentlich einer Sitzung der städt. Theaterkommission, so kann man hinsichtlich des Falles Ribka zu eigenartigen Schlußfolgerungen kommen, umsomehr als höchst merkwürdig ist, daß meine Anfrage, hier eben vor Gericht, wieso alles in die Oeffentlichkeit, sogar in die Presse kam, trotzdem Herr Miednak und Frau Ribka sich nur unter 4 Augen über die angebliche „Unmoral“ unterhielten, nicht beantwortet werden darf.

Es war also keine Rede davon, daß der Angeklagte gesagt hat, wie die „Zachodnia“ schreibt, daß Bürgermeister Spaltenstein die Redaktion des „Kurjer Slonski“ telephonisch über jenen Zwischenfall unterrichtete.

In Zukunft möge dieses Blatt einen Gerichtsreporter entsenden, der etwas mehr Kenntnisse von der deutschen Sprache hat als der jetzige. Im übrigen sind wir neugierig wie die Angelegenheit noch enden wird, denn Frau Ribka soll gegen Bürgermeister Spaltenstein eine Beleidigungklage anhängig gemacht haben, und wir haben gegen das Urteil selbstverständlich Berufung eingelegt. Vielleicht bleibt es der zweiten Instanz vorbehalten, Klärung zu schaffen in dieser einzigartigen Beleidigungsaffäre.

Die Kleinbahner und ihre Entlohnung

Ein Kongreß der Kleinbahner aus dem oberschlesischen und Dombrowaer Gebiet, welche am Mittwoch, den 26. d. Mts., im großen Saale des „Tivoli“ in Kattowitz abgehalten wurde, hat sich hauptsächlich mit der Kündigung des Lohnes befaßt. Nach Anhörung der Referate des Związek Pracowników Komunalnych i Konstytucji Użyteczności Publicznej, und der Angestellten des Deutschen Metallarbeiterverbandes, welche dahin referierten, daß die Löhne zu niedrig sind und eine Erhöhung des Lohnes unbedingt eintreten müßte, wurde bekannt gegeben, daß der Lohn zum 1. Juli gekündigt und eine Lohnforderung im Durchschnitt von 12 Groschen pro Stunde für alle Arbeiter gefordert wurde. Da aber inzwischen 2 Organisationen dei Interessen der Belegschaft vernachlässigt und die Kündigung des Lohnes nicht unterschrieben haben, stützt sich die Direktion auf die Kontrahenten und will das Kündigungsschreiben nicht anerkennen. Die Entscheidung darüber wird der Demobilmachungskommissar treffen.

Eine gewisse Uneinigkeit in der Belegschaft ist noch darin zu erblicken, daß ein Teil der Schaffner und Motorführer sich als Angestellte betrachten, einer besonderen Angestelltenorganisation sich angeschlossen haben und ihre Forderungen selbst einreichen. Die Kleinbahner im Dombrowaer Gebiet sind in dieser Beziehung im Vorteil, indem sie eine einheitliche Organisation bilden und zwar den Klassenkampfgewerkschaften angehören, folglich die Kampfesweise dadurch wesentlich erleichtert haben. Die Verständigung der oberschlesischen Kleinbahner mit den aus dem Dombrowaer Gebiet ist erfolgt und es ist zu erwarten, daß es zum Vorteil der Belegschaft gereicht. Nach längerer Diskussion wur[illegible] eine Resolution angenommen die den Gewerkschaften das volle Vertrauen ausspricht und ihnen die weitere Führung des Lohnkampfes überläßt.

Die Aerzte-Tagung in Posen

Die diesjährige Allgemeine Aerzte-Tagung, an welcher außer Aerzten auch das im Sanitätsdienst tätige Personal teilnehmen wird, findet in Posen statt. Für die Abhaltung dieser Aerzte-Tagung, welche vom Städteverband organisiert worden ist, sind der 7. und 8. September vorgesehen worden. Neben sehr wichtigen Vorträgen, welche auf der Tagung zur Abhaltung gelangen sollen, werden den Teilnehmern auch verschiedene hygienische Einrichtungen und Apparate vorgeführt. Beabsichtigt ist ferner eine gemeinsame Besichtigung der Allgemeinen Posener Landesausstellung. Interessenten, welche an der Aerzte-Tagung in Posen teilnehmen wollen, müssen entsprechende Anmeldungen bis zum 1. September beim Leiter der Gesundheitsabteilung in Posen, Dr. Thaddäus Szulc im Posener Rathaus, vornehmen.

Ein neuer Fachkursus

Das Schlesische Handwerks- und Industrie-Institut in Kattowitz beabsichtigt Anfang Juli in der Eisenbahnwerkstatt der Marthahütte in Kattowitz einen neuen Vorbereitungskursus zwecks Heranbildung von Autogenischen Metallschweißern, abzuhalten. Die Ausbildung erfolgt in praktischer und theoretischer Hinsicht. Die Teilnehmergebühr beträgt 100 Zloty. Anmeldungen können bei dem Schlesischen Handwerks- und Industrie-Institut in Kattowitz, ulica Slowackiego 19 in der Zeit von 9 bis 1 Uhr und von 3 bis 6 Uhr nachmittags, vorgenommen werden.

Die Kattowitzer Kathedrale und die beiden Herren K. K.

Die Bauherren, die die neue Kathedrale in Kattowitz bauen, scheinen tüchtige Meister zu sein, die ihr Geschäft ausgezeichnet verstehen. Es sollen dort skandalöse Dinge vorgekommen sein, weil man in der ganzen Wojewodschaft darüber spricht und dabei die Achseln zuckt. Millionen sollen verpulvert sein, ohne daß dafür nur ein Stein angeschafft wurde und die Steuergelder, die für diese Zwecke bewilligt wurden, wanderten in die Taschen von Schwindlern. Der Staatsanwalt schweigt dazu. Er darf wohl auf Grund des Konkordates nicht eingreifen, daß uns das Recht gibt, Steuergelder für die Kirche auszuwerfen, aber dafür über die Verwendung der Gelder darf niemand dreinreden, nicht einmal der Staatsanwalt. Neben der sozialistischen Presse, die diese Mißwirtschaft bei dem Bau der Kathedrale beleuchtete, befaßte sich damit nur noch Jan Kustos, der dem Geistlichen Rat Schramek ordentlich heimleuchtete. Da fühlte sich Korfanty bemüßigt vermittelnd einzugreifen und Kustos zu ermahnen, die Angriffe gegen Schramek einzustellen, weil weniger er, als vielmehr seine Obrigkeit an den skandalösen Zuständen die Schuld trage. Jan Kustos behauptet das in seiner Zeitung und Korfanty scheint das sehr unlieb zu sein, denn die Obrigkeit von Schramek kann höchstens nur der Bischof sein. Nun ist Korfanty der treueste Sohn der katholischen Kirche bei uns in Schlesien und spielt sich als den Vorkämpfer dieser Kirche auf. Als Jan Kustos seinen wohlmeinenden Rat veröffentlichte, da war für Korfanty guter Rat teuer. Er gibt zu, daß er den Kustos ermahnte gegen den Domkanonikus Schramek nicht zu schreiben, weil dieser „im guten Glauben“ gehandelt hat und falls Verfehlungen vorgekommen sind, so trifft Schramek nicht allein die Schuld. Von der Obrigkeit sollte er nichts gesagt haben, die er als eine Phantasie Jan Kustos hinstellen will. Natürlich sind diese Sachen ein gefundenes Fressen für das Sanacjaorgan, die „Polska Zachodnia“, die daraus ein freundschaftliches Verhältnis zwischen Kustos und Korfanty machte und von Schnapstrinken und Bruderschaft zwischen den beiden K. K. zu erzählen weiß. Da jedoch der Korfanty mit seiner „Polonia“ für die Sanatoren gefährlicher zu sein scheint, als Jan Kustos, so meint sie, daß die von Kustos aufgefaßte Ehre höher stehe, als die Ehre eines Korfanty. Schließlich erklärt die Sanacjatante, nachdem sie Kustos zuerst ordentlich heruntermachte, daß sie diesmal nicht die Absicht habe, den Kustos zu beleidigen. Wahrscheinlich denkt sie noch an die einzigsten zwei Beschlagnahmen der „Polska Zachodnia“, die beidesmal auf Antrag Kustos erfolgt sind. Ueber die Mißstände bei dem Bau der Kathedrale schweigen sich aber beide Blätter aus, die „Polska Zachodnia“ genauso wie die „Polonia“. Sie wollen alles mit dem Mantel der christlichen Nächstenliebe zudecken.

Rohrbruch-Katastrophe in Myslowitz

Ein verheerendes Ueberschwemmungsbild — Mehrere Straßen vollständig überschwemmt — Zur Zeit unübersehbarer Sachschaden

Am gestrigen Donnerstag ereignete sich in Myslowitz, in der 8. Abendstunde eine Rohrbruchkatastrophe, durch welche in kürzester Zeit die Schlachthausstraße, die Unterführung an der Myslowitzgrube zur Kreuzkirche und ein Teil der Sandstraße überschwemmt wurden. Durch den hohen Atmosphärendruck wurde der Hydrant an der Kreuzkirche aus dem Boden gerissen und weggeschleudert. Die unter dem Druck emporsprudelnden Wassermassen bildeten an der Bruchstelle einen Trichter bis 6 Meter im Quadrat. Bald standen auch die angrenzenden Straßen ganz unter Wasser. Verschiedene Kellerräume wurden vollständig überschwemmt. Die Myslowitzer Feuerwehr ist sofort alarmiert worden und versuchte der Lage Herr zu werden. Kaum, daß es gelang die Leitung an der Kreuzkirche abzusperren, platzte auf der Schlachthausstraße eine weitere Rohrverbindung und neue Wassermassen füllten die Straßen, so daß das Wasser bis über die Bordsteine der Bürgersteige floß und die Straßen an der Kreuzkirche unpassierbar waren. Dank der Tüchtigkeit der Myslowitzer Feuerwehr, die durch ihr rasches Eingreifen zunächst die mit Wasser überschwemmten Kellerräume usw. auspumpte, konnte eine größere Gefahr vermieden werden. Währenddessen unaufhörlich die Wassermassen (stundenlang) die Straßen entlang durchquerten und so ein verheerendes Ueberschwemmungsbild boten.

Erst gegen 11 Uhr abends konnte die Wasserhebestelle in Bezenzkowitz, von welcher die Stadt Myslowitz mit Wasser versorgt wird und die mit einem Druck von 20 Atmosphären arbeitet, die Druckleitung sperren. Wie hierzu verlautet, sollten am Abend die Rohre durchgespült werden, worauf die Katastrophe zurückzuführen ist. Die Rohre haben den starken Druck an den Kuffen der Verzweigungsstellen nicht ausgehalten. Die Leitung ist Eigentum der Kreisverwaltung und erst vor nicht langer Zeit in Betrieb gesetzt worden. Der entstandene Sachschaden ist recht erheblich und augenblicklich nicht zu übersehen. Noch Näheres zu dieser Katastrophe werden wir demnächst berichten.

Kattowitz und Umgebung

Das läßt man sich schon etwas kosten.

Heute Freitag und ebenso am morgigen Peter-Paul-Fest wird das Stadttheater illuminiert und das anläßlich des 50jährigen Priesterjubiläums Seiner Heiligkeit, des Papstes.

Das wird sich natürlich recht hübsch machen und wiederum der Bürgerschaft, allerdings nicht der ganzen, eine angenehme Abwechselung bieten. Die arbeitende Bevölkerung hat jedoch keine Ursache sich über eine solche Abwechselung, die ein Heidengeld, noch das der Steuerzahler, kostet, sich zu freuen. Und das nicht ohne Grund. So üppig sieht es im Stadtsäckel nicht aus. Das bekommt man jedesmal zu hören, wenn irgendeine Vorlage eingebracht wird, die soziale Interessen des kleinen Mannes betrifft. Für diese ist gewöhnlich nichts vorhanden. Allerdings, für Papstfeiern und Reserveoffiziere wird schon welches aufgebracht. Wundern darf man sich über eine solche Wirtschaft nicht, denn wozu sitzen auch Sanatoren im Rathaus.

Aufkommende Krankheiten und ihre Bekämpfung.

Beim Kreisarzt in Kattowitz gelangten nach der letzten Zusammenstellung des städtischen Gesundheitsamtes 28 schwere bezw. ansteckende Krankheiten zur Anzeige. Es lag vor: Diphtheritis in 9, Scharlach 6, Rose 4, Keuchhusten 2, ägyptische Augenkrankheit in 3 Fällen, sowie Ruhr, Tuberkulose und Bauchtyphus in je 1 Falle. Allein aus der Altstadt Kattowitz sind 17 Erkrankungen gemeldet worden. In den Spitälern wurden 49 Schwerkranke behandelt. Es befanden sich unter diesen Krankenhausinsassen 33 Tuberkulosekranke, ferner 5 Diphtheritis- und 2 Scharlachkranke. Desinfektioniert wurde auf ärztliche Anweisung in 29 Wohnungen, sowie 15 Mal in Seuchenbaracken.

Offenhaltung der Friseurgeschäfte. Auf die Offenhaltung der Friseurläden am morgigen Sonnabend (Fest Peter-Paul) und zwar in der Zeit von 8 bis 12 Uhr vormittags, wird seitens der Kattowitzer Friseur-Zwangsinnung nochmals hingewiesen.

Sitzungen der Kriegsgefangenen. Für den kommenden Sonntag beruft der Verband ehem. Kriegs- und Zivilgefangenen, Sitz Kattowitz nachstehende Ortsgruppenversammlungen ein: In Siemianowitz, nachmittags 1 Uhr im Saale des Restaurateurs Brandwein an der ul. Dworcowa, ferner in Rosdzin, nachmittags um 3 Uhr im Saale von Smykalla (Kino Collosseum). Die Ortsgruppe in Königshütte unternimmt am morgigen Fest Peter-Paul einen Ausflug nach dem schönen Panewnik. Die Teilnehmer versammeln sich bereits früh um 6 Uhr an der ul. 3-go Maja neben dem Restaurant „Dom Ludowy“.

Verurteilung einer Einbrecher- und Hehlerbande. In der Nacht vom 13. zum 14. März d. Js. wurde in die Werkstätten der Laurahütte in Siemianowitz ein Einbruch verübt. Die Täter gelangten durch Einschlagen eines Fensters in das Innere und entwendeten dort mehrere Manometer, Brenner sowie Zinn. Der Polizei gelang es bereits am nächsten Tage den Haupttäter zu fassen. Später wurden drei weitere Personen wegen Beihilfe und Hehlerei ermittelt. Am gestrigen Donnerstag hatten sich vor dem Sond Grodzki in Kattowitz die Arbeiter Johann M., Georg S., Richard W. und Johann Sk., alle in Siemianowitz wohnhaft, zu verantworten. Vor Gericht versuchten die Angeklagten eine Schuld abzuleugnen, konnten jedoch durch Zeugen überführt werden. Nach der gerichtlichen Beweisaufnahme wurden verurteilt: Johann M. wegen schwerem Diebstahl zu einer Gefängnisstrafe von 3 Monaten, wegen Mithilfe Johann Sk. zu 3 Wochen und wegen Hehlerei Georg S. und Richard W. zu 10 Tagen Gefängnis.

Eichenau. Tödlich überfahren wurde auf der ul. Hallera die 9 Jahre alte Wanda Schmiela von einem Personenauto. Kurz nach ihrer Ueberführung in das Rosdziner Lazarett erlag sie ihren Verletzungen. Der Chauffeur Kurt Horn aus Bismarckhütte wurde festgenommen.

Eichenau. (Straßenbauten.) Trotz der vielen Hindernisse von seiten der Aufständischen und ihren Helfern, ist der Gemeindevorstand bemüht, positive Arbeit zu leisten. In kurzer Zeit wird die Kattowitzerstraße vollständig neu gepflastert. Zuerst wird eine Kanalisation gelegt. Das ist die erste Straße in Eichenau, die eine moderne Kanalisation erhält. Das Material wird schon angefahren. Vielleicht gefällt den Herren Aufständischen die gute Leistung des Herrn Kosma nicht. Sie wollen einen (Swoj) Kommissarischen, der die Gemeinde zum Ruin bringen möchte.

Königshütte und Umgebung

Der Bismarckschacht gänzlich eingestellt.

Wie bereits berichtet, hat die Verwaltung der Skarboferme mit dem 31. Dezember vorigen Jahres den Piastschacht (früher Bismarckschacht) in Neuheiduk wegen angeblicher Unrentabilität eingestellt. — Wie könnte es auch anders sein, nach den Jeremiaden sind bei der Skarboferme alle Schächte unrentabel. Während der größte Teil der einstmals 500 Mann starken Belegschaft auf andere Schächte verteilt wurde, hatte man einen geringen Teil der Belegschaft zurückbehalten und es hatte den Anschein, als ob sich die Verwaltung den so wichtigen Schritt der Schachteinstellung reiflich überlegen wollte, und auf den Zeitpunkt warte, an dem sich die Räder der Grube wieder regelmäßiger bewegen würden. Diese Aussichten haben sich dieser

Tage endgültig zerschlagen. Auch der Rest der Belegschaft wurde nach einem anderen Arbeitsort verlegt und still stehen nun die Räder auf der ganzen Anlage, die durch Jahrzehnte täglich Tausende von Zentnern der schwarzen Diamanten zu Tage gefördert und hunderten von Menschen Arbeit und Brot gegeben hat. Zur Bewachung der Anlage und Bedienung der Wasserhaltungsmaschinen blieben nur einige Personen zurück. Hieraus ist wieder einmal zu ersehen, daß es den heutigen Pächtern der staatlichen Gruben, die irgendwo in Paris u. a. w. sitzen, sehr wenig daran gelegen ist, dem Arbeiter Brot und Arbeit weiter zu belassen, wenn nur ihre Dividenden nicht geschmälert werden, sie zur Ergreifung aller Maßnahmen fähig sind. — Gleichzeitig mit der Einstellung dieser Schachtanlage ist auch die Gemeinde Neuheiduk stark in Mitleidenschaft gezogen worden, weil sie ihres einzigen großen Steuerzahlers verlustig ging. Die Existenzmöglichkeit der Gemeinde ist dadurch stark in Frage gestellt worden. Darum erweist sich die bereits beschlossene Eingemeindung zu Königshütte jetzt mehr als früher notwendig.

Sängerfest auf dem Redenberge.

Der Königshütter Volkschor veranstaltet am Sonntag, den 30. Juni 1929, nachm. 3½ Uhr, auf dem Redenberg, ein Sängerfest, unter Mitwirkung der Arbeitergesangvereine von Kattowitz, Bismarckhütte, Schwientochlowitz, Laurahütte, Kostuchna, Nikolai und Myslowitz, sowie eines 30 Mann starken Orchesters. Das sorgfältig zusammengestellte Programm umfaßte Massen- und Gruppenchöre, Tendenz- und Volkslieder und zwei Chöre aus „Rosamunde“ von Schubert, mit Orchester. Einen Teil des Programms füllt das Orchesters aus. Kartenvorverkauf befindet sich in der Gärtnerschen Buchhandlung, ul. 3-go Maja und im Volkshaus Königshütte.

Von der Friseurinnung. Infolge des Peter-Paul-Feiertages dürfen am Sonnabend die Friseurgeschäfte bis mittags 12 Uhr offen gehalten werden, während am Sonntag, den 30. Juni, den ganzen Tag Geschäftsschluß angeordnet ist.

Wichtig für die Mitglieder der Arbeiter-Sterbekasse der Werkstättenverwaltung. Nachdem in der letzten Generalversammlung der Beschluß gefaßt worden ist, das bisherige Sterbegeld von 600 auf 800 Zloty zu erhöhen, so wird hiermit den Invaliden, Witwen und Arbeitslosen, die obengenannter Arbeiter-Sterbeunterstützungskasse angehören, zur Kenntnis gebracht, daß bei der Beitragsentrichtung am Montag, den 1. Juli d. Js. 1,50 Zloty zu bezahlen sind. Außerdem wird darauf hingewiesen, daß Mitglieder, die einen Monat mit den Beiträgen im Rückstande sind, nach § 2 der Satzungen als ausgeschieden gelten.

Zur Ausführung von Wasserleitungsarbeiten zugelassene Firmen. Der Magistrat hat für die Ausführung von Wasserleitungsarbeiten in der Stadt vom Wassermesser ab, folgende Firmen zugelassen: Einheimische: Klempnermeister Fritz Wende, ul. Piastowska 9, Installateur Paul Schubert in Firma Aust Nachfolger, ul. Moniuszki 1, Installateurmeister Bernhard Kischka, ul. Sobieskiego 14, J. Geier, ul. Moniuszki 1, Installationsgeschäft „Kalorie“ G. J. Berkers, ul. Katowicka 30, Gasanstalt in Königshütte, ul. Wolnosci 72. — Auswärtige: Ehrenfried Heiber, Bismarckhütte, ul. Krakowska 11, Firma Lubinus, Stein u. Comp., Kattowitz, ul. Zabrzka 7, Firma „Hygienia“ Kattowitz-Zawodzie, ul. Krakowska, Firma „Gotobur“ in Tarnowitz, „Radjator“, Kattowitz, ul. Szopena 1.

Schulferien. Mit dem heutigen Tage haben sämtliche Schulen ihre Pforten für zwei Monate geschlossen, womit die sogenannten großen Ferien beginnen. Der Unterricht beginnt wieder am 1. September. Glückliche Schüler, die zwei Monate lang ausspannen können.

Wieder einer. Gestern früh hatte ein junger Mann wiederum durch einen Sprung in die schmutzigen Gewässer des Hüttenteiches seinem Leben ein Ende gemacht. Wer der Tote ist, konnte bis zur Stunde nicht festgestellt werden, da bei der Leiche keinerlei Papiere aufzufinden waren. Dem Alter nach, zählt der Tote 25—30 Jahre. Die Leiche wurde nach der städt. Leichenhalle geschafft.

Wieder ein Schandfleck weniger. Der seit Jahren an der ul. Dombrowskiego halbverfaulte zum Umfallen neigende Holzzaun, wurde endlich dieser Tage durch einen neuen Zaun ersetzt. Wenn es auch solange gedauert, so ist damit eine Unglücksfalle und ein Schandfleck für die dortige Umgegend verschwunden.

Autounfälle und kein Ende. Auf der nach Chorzow führenden ulica Hutnicza wurde eine gewisse Emma Palupski von einem Auto, das vom Chauffeur Glogowski aus Kattowitz geführt wurde, überfahren und erheblich verletzt. Auf Grund dessen mußte Ueberführung in das Gemeindekrankenhaus in Chorzow erfolgen.

Ein begehrter Artikel. Unbekannte Täter entwendeten auf dem Wege von Hohenlinde bis zum Versuchsschacht der Königsgrube 260 Meter Leitungdraht und verschwanden damit in der Dunkelheit.

Myslowitz

Wichtig für Umzügler. Von Seiten der Myslowitzer Polizei wird darauf aufmerksam gemacht, daß die Ummeldepflicht der Umzügler nicht inne gehalten wird. Zum Melden eines Umzuges sind auch diejenigen verpflichtet, welche aus eine Wohnung in eine andere umziehen und sei es auch auf derselben Straße. Das nicht Innhalten der Ummeldepflicht zieht empfindliche Strafen nach sich und werden alle damit Interessierten darauf besonders aufmerksam gemacht.

Beginn der Bauarbeiten am neuen Finanzamt in Myslowitz. Dort, wo vor mehr als einem Jahrhundert Napoleon in Myslowitz übernachtet hat, das alte Gebäude ist vor einigen Wochen niedergerissen worden, — ist man augenblicklich daran, die Erdarbeiten für den Bau des neuen Finanzamtes zu beenden. Die Bauarbeiten sind der Firma Golaschowski, Myslowitz übertragen worden. Der Bau selbst umfaßt 250 m^2 und wird drei Stock hoch sein. Die Zeichnungen sind vom Bauamt der Wojewodschaft angefertigt worden. Allerdings sind die Myslowitzer Bürger über diesen Neubau nicht sehr erfreut und schauen lieber gar nicht hin. Warum? — — —

Wer renoviert das Haus? Auf der ul. Szkolna Nr. 3 in Myslowice befindet sich ein sonderbares Haus, in welchem sich nebenbei der Aufenthaltsort für Lungenkranke befindet. Das Haus sieht aber wenig vertrauenerweckend aus. Das Dach droht kurz oder lang den armen Kranken über den Köpfen zusammenzubrechen. Die Wände und Mauern brüllen nach Erbarmen. Es ist wirklich traurig, daß bei der Renovationswut, die in letzter Zeit in Myslowitz herrscht, dieses Gebäude, wie zufällig, übersehen worden ist, und das städt. Bauamt täte gut daran, nicht nur der dort untergebrachten Kranken wegen, den Besitzer des Hauses darauf aufmerksam zu machen, daß der Frühling vorüber ist.

Das Oppositionslager in der schlesischen Wojewodschaft

Die Unfähigkeit in der Regierungskunst seitens der hiesigen Sanatoren hat eine starke Opposition geschaffen, wie sie in unserer engeren Heimat früher nie gekannt wurde. Gewiß hat es bei uns an Oppositionsparteien nie gefehlt. Sie waren immer da und unsere sozialistische Arbeiterpartei bekämpfte seit ihrem Bestehen jedes Regime, das vom Klerikalismus und Kapitalisten beherrscht war und sich immer gegen die Interessen des werktätigen Volkes wandte. In den Anfängen der sozialistischen Bewegung in Oberschlesien war der Kampf besonders heftig gewesen und wir mußten viele Opfer für die Ideale der arbeitenden Klasse bringen. Unsere Opposition war damals genau so wie sie heute ist, eine grundsätzliche. Die Heftigkeit unserer Opposition ließ mit der Zeit etwas nach, nicht etwa deshalb, daß unsere Waffen in dem fortwährenden Kampfe um die Rechte der Arbeiterschaft abstumpften, sondern, weil die Besitzenden eingesehen haben, daß der Kampf gegen unsere Partei ihnen mehr schadet als nützt, und sie deshalb einlenkten. Ein kluges Regime geht einem offenen Kampfe mit einer gut organisierten Opposition lieber aus dem Wege, wenn es nicht den Kürzeren ziehen will. Das war früher so gewesen, heute ist das nicht mehr der Fall. Früher haben die Nationalisten aller Schattierungen treu zusammengehalten, heute bekämpfen sie sich gegenseitig. In dem schlesischen Industriegebiet haben wir drei nationalistische Lager: die Sanacja Moralna, die Korfantysten und die Deutschen. Einen Unterschied zwischen den beiden erstgenannten Lagern vermag niemand zu entdecken. Beide sind sie nationalistisch und klerikal bis auf die Knochen, beide sind sozialistenfeindlich und Anhänger der kapitalistischen Wirtschaftsordnung. Wir wollen hier von dem deutschen klerikalen Lager, von dem wir unsere Meinung haben, absehen, weil dieses Lager zu der nationalen Minderheit gehört, das um die nationalen Belange der deutschen Minderheit, die im Abwehrkampfe steht, hart kämpfen muß. Ihre Opposition ist zweifellos begreiflich und begründet, wenigstens so lange, bis die nationale Unterdrückungspolitik andauert, aber der Kampf zwischen den beiden polnischen nationalistischen Lagern, der Sanatoren und der Korfantysten, ist ein politischer Unsinn. Hier wird nicht um Grundsätze gekämpft, sondern um die Futterkrippen, um rein persönliche Vorteile, was letzten Endes zu einer politischen Ausartung führen muß. Das politische Leben leidet darunter, weil man in Ermangelung von sachlichen Kampfmitteln selbst zum Knüppel greift und sich die Köpfe blutig schlägt. Diesem Umstande haben wir auch die Zerstörung des Selbstbestimmungsrechtes des schlesischen Volkes zu verdanken. In vielen Gemeinden unserer engeren Heimat regieren kommissarische Vertreter, die dort dazu eingesetzt wurden, daß sie sich im Kampfe gegen die Opposition gut bewährt haben, obwohl sie auf dem Verwaltungsgebiete gar keine Befähigung besitzen. Es ist auch heute für jeden Politiker klar, daß wir wegen Korfanty ohne Schlesischen Sejm dastehen. Die schlesische Autonomie läuft Gefahr, in diesem unsinnigen Kampfe überhaupt zerschlagen zu werden. Das ganze politische Leben artet bei uns aus und es findet sich im polnischen Lager kein einziger vernünftiger Mensch, der das Unsinnige eines solchen Kampfes bloßlegen würde. Am meisten leiden darunter selbstverständlich die Arbeiter, denen mit den blödsinnigen Kampfesmethoden der Kopf verdreht und sie von ihren Idealen und Zielen abgelenkt werden. Man lernt zwar die Arbeiter kämpfen, und stellt ihnen als Ziel Personen hin, die wir hier nicht nennen wollen, die aber allgemein bekannt sind. Von diesen Aposteln haben die Arbeiter nicht das geringste zu erwarten, denn sie krümmen nicht einmal den Finger für die Arbeiterinteressen, weil sie nur ihre eigenen Ziele im Kopfe haben. Als sozialistische Partei sind wir in der Opposition und werden auch in Zukunft oppositionelle aber grundsätzliche Politik treiben. Wenn uns auch in unserem Kampfe gegen die Rechtlosigkeit der Arbeiterklasse in Schlesien jede oppositionelle Richtung dem heutigen Regime gegenüber erwünscht ist, so möchten wir doch zwischen unserer Opposition und der Opposition der Nationalisten einen dicken Strich ziehen. Unsere Opposition ist zielbewußt, ist grundsätzlich und schließt von vornherein jeden persönlichen Egoismus aus. Es war notwendig gewesen, einmal diese Wahrheit auszusprechen, damit die Arbeiter die Opposition von der Opposition unterscheiden können.

Die Hundesperre auch in Myslowitz. Die Myslowitzer Bürger werden darauf aufmerksam gemacht, daß sie über den Landkreis Kattowitz verhängte Hundesperre auch für Myslowitz gilt Man sieht aber immer noch viel zu viel verschiedenes Hundegetier auf den Straßen frei herumlaufen. Dasselbe gilt für die Katzen. Die Besitzer der in Frage kommenden Tiere, laufen Gefahr ihre Lieblinge auf sehr tragische Art zu verlieren.

Dienst der Standesämter in Rosdzin-Schopinitz. Das Standesamt in Schoppinitz gibt bekannt, daß es am Peter-Paulstage nur in den Vormittagsstunden von 8—9 tätig ist. Hingegen bleibt das Standesamt in Rosdzin am 29. d. Mts. geschlossen und arbeitet dafür am Sonntag, den 30. Juni in den Vormittagsstunden von 8—10.

Schwientochlowitz u. Umgebung

Ein erfreulicher Fortschritt der Klassenkampfgewerkschaften.

Die Betriebsratswahlen auf Gotthardgrube.

In diesen Tagen fanden auf dieser Grubenanlage die Betriebsratswahlen statt. Die Agitation der Christlichen Gewerkschaften war eine äußerst rührige, insbesondere arbeite mit einem Rieseneifer die Polnische Berufsvereinigung, die sich die Sache ein schönes Stück Geld kosten ließ, dem an Flugblättern, die sie herausgab, mangelte es nicht, auch nicht an Artikeln im „Kurjer Slonski“. Aber das half alles nichts, die schönen Versprechungen und Verleumdungen der Klassenkampfgewerkschaften zogen nicht mehr, was am besten das Wahlresultat beweist. Von 1444 Wahlberechtigten wählten 1138. Von dieser Stimmenzahl entfielen auf den Zentralverband 655 Stimmen — 7 Mandate, die Polnische Berufsvereinigung 317 Stimmen — 3 Mandate, der Deutsche Bergarbeiterverband 159 Stimmen — 1 Mandat. Die Polnische Berufsvereinigung ist also elend hineingefallen, wie schon oft. Die Binieszkieczianer und ebenfalls die Federalisten hatten es vorgezogen, keine eigenen Listen einzureichen. Sie trauten dem Braten nicht.

Neudorf. Zu dem für den 29. Juni angesetzten Ausflug der Bergarbeiter werden auch alle Parteigenossinnen und -Genossen geladen. Trinkgefäße sind mitzubringen. Bei schlechtem Wetter findet der Ausflug erst am folgenden Tage statt.

Tarnowitz und Umgebung

Wer kennt ihren Aufenthalt? Am 18. Juni entfernte sich die 15 Jahre alte Schülerin Emilie Czaja aus der elterlichen Wohnung in Radzionkau und ist heute noch nicht zurückgekehrt. Mitteilungen über ihren jetzigen Aufenthalt wolle man dem nächsten Polizeiposten melden.

Rybnik und Umgebung

Unter einen Personenzug geworfen.

In schrecklich verstümmelten Zustande wurde auf der Eisenbahnstrecke Rybnik—Loslau die Leiche des Arbeiters Josef Kusche aus Gorzyczek gefunden. Nach den polizeilichen Feststellungen liegt Selbstmord vor, doch sind die Motive nicht bekannt.

Deutsch-Oberschlesien

Mühlengroßfeuer im Kreise Natibor.

In der Nacht zum Donnerstag ist die im Jahre 1924 neu errichtete Großmühle von Chmela in Janowitz im Kreise Natibor ein Raub der Flammen geworden. Das Feuer wurde erst bemerkt, als die Flammen bereits aus dem Dach herausschlugen. Dem Brand ist das ganze Mühlengebäude mit der Maschinenanlage und großen Mengen Mahlgut zum Opfer gefallen. Den gemeinsamen Anstrengungen der Feuerwehren aus Janowitz, Groß-Peterwitz, Woinowitz, Klein-Peterwitz, Kornitz und Schamerwitz gelang es nach schwerer Arbeit, das an den Brandherd angrenzende Wohnhaus zu retten. Der entstandene Schaden wird auf über 100 000 Mark beziffert. Es wird Brandstiftung vermutet.

Beuthen. (Zusammenstoß zwischen Omnibus und Wagen.) Ein schwerer Zusammenstoß zwischen einem Kraftomnibus und einem Kutschwagen ereignete sich am Mittwoch abend in Rokittnitz. Der Zusammenprall war so stark, daß der Kutschwagen in den Chausseegraben geschleudert und das Pferd verletzt wurde. Der Wagen selbst ist vollkommen zertrümmert. Auch der Omnibus erlitt schwere Beschädigungen am Kühler und einem Vorderrad. Der Kutscher Paul Stenczyk aus Miechowitz trug schwere Kopfverletzungen davon. Das Unglück ist darauf zurückzuführen, daß der Kutschwagen ohne Licht fuhr und vom Kraftomnibus nicht gesehen worden war.

Sportliches

Spiele um die A-Klassenmeisterschaft.

Sämtliche Spiele steigen am Sonntag (nicht Peter u. Paul) auf den Plätzen der erstgenannten Vereine, und beginnen um 5 Uhr nachmittags. Vorher spielen die Reserve- und Jugendmannschaften.

06 Zalenze — Naprzod Zalenze
Kolejowy Kattowitz — Pogon Kattowitz
K. S. Domb — Diana Kattowitz
K. S. Rosdzin — 06 Myslowitz
07 Laurahütte — Sportfreunde Königshütte
Slonsk Schwientochlowitz — Amatorski Königshütte
Kresy Königshütte — Iskra Laurahütte
Pogon Friedenshütte — Orzel Josefsdorf.

B-Ligameisterschaft.

Silesia Paruschowitz — 22 Eichenau
20 Bogutschütz — Slovian Zawodzie
Naprzod Rydultau — 20 Rybnik
09 Myslowitz — Slonsk Siemianowitz
Odra Scharley — Slonsk Tarnowitz
Slavia Ruda — Amatorski II Königshütte
K. S. Chorzow — Slonsk II Schwientochlowitz
Zgoda Bielschowitz — Ruch II Bismarckhütte.

ACHTUNG! ACHTUNG!
Neueröffnung!
TEXTILWARENGESCHÄFT
A. DAWIDOWICZ
KATOWICE, UL. 3-GO MAJA Nr. 25

10 BILLIGE EINKAUFSTAGE!
MODERNE BIELITZER HERREN-ANZUG- und PALETOTSTOFFE
GROSSE AUSWAHL VON DAMENSTOFFEN: WOLLRIPS, MOUSLINE, SEIDEN OPALE, DAMAST, LEINWAND usw.
BILLIGE PREISE!

Unterhaltungsbeilage des Volkswille

Der Brief

Novelle von Georges Sim.

Es war an einem grauen, trüben Novembermorgen. Fräulein Croissant strickte gerade in ihrem kleinen Geschäftsraum, als sie plötzlich auf dem Gehsteig einen großen, dunkel gekleideten Mann bemerkte, der hin und her ging und ohne Unterlaß durch das Auslagefenster hereinschaute.

Dieser Mensch sieht nicht gerade vertrauenerweckend aus!" dachte sie, ohne eigentlich zu wissen warum, und hob den grünen Wollknäuel auf, der ihr zu Boden gefallen war.

Etwas später trat ein Kunde ein, und als Fräulein Croissant mit dem Bedienen fertig wurde, schaute sie wieder hinaus, wobei sie sah, daß sich der Mann noch immer vor dem Laden befand. In seinem unförmigen dunklen Ueberzieher und mit dem dicken Stock, der ihm auf dem Arm hing, erschien er ihr diesmal noch abstoßender als zuvor.

Die kleinen Buben, die in die Schule eilten, warfen böse Blicke auf ihn oder schauten sich nach seiner hohen, massigen Gestalt um, denn dieser schwarze Mann mit dem langen Schnurrbart und den harten Gesichtszügen, die so unheimlich ruhig waren, flößte ihnen Angst ein.

Auch Fräulein Croissant konnte sich eines Furchtgefühls nicht erwehren. Sie saß vor dem Pult, wo sie ihre geschäftlichen Rechnungen erledigte, mußte sich aber fortwährend dabei ertappen, wie sie durch die Gestelle mit Strümpfen, Wolljacken und Perlmutterknöpfen nach dem Fremden Ausschau hielt.

Eine Stunde, zwei Stunden ging er dort auf und ab. Sie traute sich nicht, in den Raum hinter dem Laden zu gehen und im Ofen nachzulegen. Sie traute sich nicht einmal, den Kopf zu wenden, denn sie mußte in einemfort ihre Augen auf den Mann gerichtet haben.

Jetzt kam er mit seinem Gesicht an die Auslagescheibe heran, so daß sie ihm ganz nahe war. Fräulein Croissant überlief ein Schauer, und sie fühlte, wie ihr eine undefinierbare Angst die Kehle zusammenpreßte.

Und als sollten sich ihre Ahnungen bestätigen, näherte sich der Mann der Eingangstür des Ladens, öffnete sie und trat mit ruhigen, unversöhnlichen Schritten ein.

In dem engen Raum zwischen den vielen Stellagen und Schachteln kam er ihr noch größer, noch schwärzer vor.

„Fräulein Croissant?" fragte er.

„Ja, mein Herr..." kam es mit tonloser Stimme von ihren trockenen Lippen.

Er suchte etwas in seiner Aktentasche, konnte es aber nicht finden. Man hörte nur das Rascheln der Papiere, die durch die Hände gingen.

Endlich war das Gesuchte zum Vorschein gekommen: eine Photographie, die er, über das Pult gebeugt, dem alten Fräulein zeigte.

„Kennen Sie dieses Individuum?" fragte er und heftete den ruhigen, durchdringenden Blick seiner dunklen Augen auf sie.

Fräulein Croissant erbleichte, und ihre Finger zerknüllten krampfhaft die geblumte Perkalschürze.

„Sie erkennen ihn doch, nicht wahr?"

„Pierre..." murmelte sie ganz leise, mit verhaltenem Atem.

Ja, das war er wirklich, das war sein etwas hintenüber geworfener Kopf mit dem lebhaften Blick, der so fröhlich in die Welt sah, das war sein anmutiger Mund, der so süß zu lächeln wußte, das die elegante Krawatte, die er so gerne trug.

„Sie können sprechen!" sagte langsam der Mann. „Ich bin von der Polizei."

„Von der..."

Sie mußte sich an das Ladenpult anlehnen.

„Ich habe den Auftrag nach ihm zu suchen", fuhr der andere fort. Es sind schon drei Anzeigen gegen ihn eingelaufen, und da dachte ich, daß auch Sie ohne Zweifel in der Lage sein werden, Näheres über diesen Menschen zu erzählen..."

Sie stand da mit hervorgequollenen Augen und gekrümmtem Rücken und versuchte zu begreifen, versuchte etwas in Ordnung in das Chaos ihrer Gedanken zu bringen, die gestern noch still und friedlich in ihrem Kopfe kreisten.

„Nun ja", sprach der Polizeiagent weiter, „man hat ihn sehr oft hier gesehen. Er kam, wie die Nachforschungen ergeben haben, zweimal in der Woche. In der letzten Zeit empfingen Sie diesen Mann in dem Nebenraum ihres Geschäftes."

Sie versuchte zu widersprechen.

„Aber, man weiß doch genau, daß er ganze Nachmittage dort war. Und zweimal sind Sie ins Restaurant mit ihm gegangen."

Sie senkte den Kopf.

„Ich verlange ja nicht, daß Sie mir sagen, welcher Grad von Intimität Sie mit ihm verband — Sie können ruhig mit Schweigen über diesen Punkt hinweggehen — aber was ich von Ihnen erfahren möchte, ist, ob er Ihnen nicht unter irgendeinem Vorwande Geld entlockt hat..."

Fräulein Croissant schaute unbeirrt auf das gestrichene Pult, das ganz von violetter Tinte bespritzt war und hinter dem sie schon seit dreißig Jahren ihrer ziemlich eintönigen Beschäftigung nachging.

Die Angst machte sie älter. Trotz der koketten Schürze, trotz der jugendlichen Frisur, die sie sich seit einiger Zeit zurechtgelegt hatte, war ihr Aeußeres in diesem Augenblick doch nur das einer alten Jungfer, und ihr armer, zusammengekauerter Körper mit seinen eckigen Bewegungen hatte etwas unendlich Trauriges an sich.

„Sagen Sie mir die volle Wahrheit," drang der Mann in sie. „Das wird uns helfen, diesem Gauner das Handwerk zu legen, denn so wie die anderen sind ja auch Sie sein Opfer. Wie war denn das? Er hat sich als Geschäftsreisender bei Ihnen eingeführt, nicht wahr?"

„Ja!" stotterte sie leise, ganz gegen ihren Willen.

„Er hat Ihnen den Hof gemacht, hat Ihnen vorgespiegelt, zärtliche Regungen für Sie zu haben...?"

Mit einem jähen Blick schnellte sie empor, die Wangen ganz in Purpur übergossen.

„Er liebt mich," sagte sie. „Er liebt mich noch immer."

„Beruhigen Sie sich, Fräulein Croissant. Unter welchem Vorwand hat er von Ihnen Geld verlangt?"

Die Unglückliche warf einen hilfeflehenden Blick um sich und sprach dann sehr schnell:

„Aber... er hat ja nichts von mir verlangt! Er liebt mich, sage ich Ihnen."

„Sehr gut! Sie haben ihm also nichts von Ihren Ersparnissen anvertraut... keine Wertpapiere...?"

Hochaufgerichtet stand er vor ihr, und seine harten Augen waren unablässig auf sie geheftet. Sie wurde verwirrt.

„Ich habe ihm mein ganzes Geld anvertraut, aber nur, um es anzulegen... Er hat es nie von mir verlangt."

„Ausgezeichnet!... Das war vor einem Monat?"

„Ja, mir scheint..."

„Und seit drei Wochen haben Sie ihn nicht mehr gesehen! Er war hinreichend klug, um sich rechtzeitig aus dem Staube zu machen."

Zum erstenmal war es, als träte ein Lächeln auf seine Lippen.

„Er ist nicht gekommen, weil er wahrscheinlich verhindert war!" sagte sie, jeden Verdacht kategorisch zurückweisend. „Er wird aber wiederkommen...!"

Nein, nichts konnte ihr den Glauben an diesen Mann nehmen, der als Lichtstrahl in ihrem Leben erschienen war, der sie, die alte Jungfer, mit Zärtlichkeit umgeben und ihr armes, zusammengeschrumpftes Herz erwärmt hatte.

Sie wollte nicht, daß man an seiner Aufrichtigkeit zweifelte!

„Ich weiß sehr gut, daß er kommen wird!" wiederholte sie... „Uebrigens... übrigens... hat er mir das geschrieben.

Hastig hatte sie diesen Satz gesprochen, während ihre Augen durch das Auslagenfenster auf die graue Straße irrten.

„So! Und woher hat er Ihnen geschrieben? Möchten Sie mir nicht diesen Brief zeigen?"

„Nein!... Sie werden ihn nicht sehen..." antwortete sie. „Ich kann ihn nicht zeigen... Nein!"

„Wenn es aber notwendig wäre. Wenn es durch diesen Brief möglich würde, einen gefährlichen Dieb und Betrüger festzunehmen?"

„Nein!... Nein!... Ich kann nicht!..." beharrte sie auf ihrer Weigerung.

„Glauben Sie nicht, Fräulein Croissant, daß Sie sich durch Ihr Vorgehen mitschuldig machen?... Und wenn man Sie verhaftete?..."

„Nein... nein..." wiederholte sie nur immerwährend.

Der Mann geriet in Zorn.

„Aber hören Sie, können Sie denn das nicht begreifen, daß dieser Mann mit Ihnen ebenso gespielt hat, wie mit so vielen anderen Mädchen, lauter alte Jungfern, die naiv genug waren, ihm alles zu glauben."

„Nein!... Er wird wiederkommen!" sagte sie nochmals mit Entschiedenheit.

Dem Polizeiagenten blieb nichts übrig, als mit einem Achselzucken fortzugehen. Er warf die Tür ins Schloß.

Den nächsten Tag mußte Fräulein Croissant wegen des von ihr erwähnten Briefes zu Gericht gehen.

„Er hat mir geschrieben!" erklärte sie.

So ging es einen ganzen Monat, sie mußte zu den Richtern laufen und wurde manchen Tag bis zu dreimal verhört.

„Er wird wiederkommen! Er hat mir geschrieben..." das waren ihre Worte immer und überall.

Zum Schluß glaubte sie es selber, daß er ihr geschrieben hatte.

Monolog des Blinden

Von Erich Kästner.

Alle, die vorübergehn,
gehn vorbei.
Sieht mich, weil ich blind bin, keiner stehn?
Und ich steh seit Drei...

Jetzt beginnt es noch zu regnen!
Wenn es regnet, ist der Mensch nicht gut.
Wer mir dann begegnet, tut
so, als würde er mir nicht begegnen.

Ohne Augen steh ich in der Stadt.
Und sie dröhnt, als stünde ich am Meer.
Abends lauf ich hinter einem Hunde her,
der mich an der Leine hat.

Meine Augen hatten im August
ihren zwölften Sterbetag.
Warum traf der Splitter nicht die Brust
und das Herz, das nicht mehr mag?

Ach, kein Mensch kauft handgemalte
Ansichtskarten, denn ich hab kein Glück
Einen Groschen, Stück für Stück!
Wo ich selber sieben Pfennig zahlte.

Früher sah ich alles so wie Sie:
Sonne, Blumen, Frau und Stadt.
Und wie meine Mutter ausgesehen hat,
Das vergeß ich nie.

Krieg macht blind. Das sehe ich an mir.
Und es regnet. Und es geht der Wind.
Ist denn keine fremde Mutter hier,
die an ihre eignen Söhne denkt?
Und kein Kind,
dem die Mutter etwas für mich schenkt?

Eine gefährliche Brücke

Von James Duncan.

Aus dem Norden der argentinischen Republik ins Innere Brasiliens zu kommen, gibt es zwei Wege; den einen regulären und langweiligen, der außerdem einen großen Umweg bedeutet, zuerst nach Buenos Aires zurück, dann mit dem Schiff nach der Hafenstadt von Sao Paulo, Santos, oder nach Rio de Janeiro selbst, und von da an wieder mit der Bahn ins Interior, und den andern, der wild und romantisch ist und beinahe in gerader Linie durch den Chao boliviano in den brasilianischen Staat Matto Grosso führt, wobei zu bemerken wäre, daß Matto auf portugiesisch dasselbe sagen will, wie das spanische Chaco, nämlich Urwald, und daß Grosso dick heißt. Die Reise zur Küste, dann zu Schiff und wieder per Bahn nach dem Ziel im Innern dauert nicht ganz so lang wie durch Dick und Dünn; aber dafür ist sie ein Umweg. Die kürzere Reise kostet nicht ganz so viel wie die Erledigung der Landroute, die sich zu Pferd und mit Trägern, auf Flußdampfern und in Kanus vollzieht; aber dafür ist sie auch um so viel schöner und beschwerlich. Am schönsten und gefährlichsten ist sie jedoch nicht in den Stromschnellen des Rio Pilcomayo, die nicht mit Unrecht den Namen El fin del mundo (Ende der Welt) tragen, sondern auf dem einzigen Stück Bahnstrecke, die es im Verlauf dieser Route gibt, auf der Uferbahn im unschiffbaren Teil des Madera-Mamore.

Ein jeder, der irgend einmal irgend etwas mit Eisenbahnbau zu tun gehabt hat, wird sich unfehlbar in diese Strecke verlieben. Denn wenn er auch noch so schlecht gebaut hat — die Madera-Mamore hält jeden Rekord in dieser Richtung. Ihre Einschnitte in die rechte und linke Steilwand des Felsenufers sind haarsträubend und grandios: der künstliche Abhang ist von einer bei soliderem Bergmaterial unfaßbaren Steile, aber hier handelt es sich noch dazu um Gesteinsformen, die in voller Auflösung und Verwirrung begriffen sind, und die Bahnstrecke ist so gut wie ungeschützt gegen Steinschlag. Die unbelebte Natur stirbt in prachtvoll herbstlichen Farben, aber mein Kupeegenosse, ein großer Viehzüchter aus dem bolivianischen Grenzgebiet, kümmerte sich weniger um Türkisblau und Ziegelrot einer Canyon-Wand, die von dem wirbelnden Fluß mehr und mehr unterwaschen wird, als um die Gefahren, in denen der Eisenbahnverkehr infolgedessen schwebte. Er zeigte mir die mächtigen Felsblöcke, die sich von den Abhängen der Einschnitte schon gelöst hatten und die hoffentlich zu einer verkehrslosen Zeit auf die Strecke heruntergepoltert waren. Er war ein schlichter, schwerreicher Viehzüchter und verstand sich eben nicht besser auf die Schönheit des Lebens.

Am allerromantischsten in dieser romantischen Landschaft sind die drei Eisenbahnbrücken, die vom linken aufs rechte, zurück aufs linke und dann endgültig aufs rechte Ufer hinüberführen. Die drei Brücken haben heute ihre zwanzig, dreißig Jahre auf dem Buckel, der von Anfang an nicht allzu tragfähig war. Das ist gewiß kein Alter für eine nur einigermaßen gesunde Stahlkonstruktion. Wenn man jedoch schon schwächlich und hinfällig auf die Welt gekommen ist, ist es ein wahres Wunder, daß man als Bahnbrücke nach zwanzig-, dreißigjähriger Lebensdauer noch lebt, wenn man doch von Rechts wegen schon am ersten Tage hätte einstürzen sollen.

Die Ponte Terzeirt, die drite Brücke, ist von den zwei Geschwistern in ihrer Art berühmt, man spricht viel von ihr, man fragt sich, wie das weitergehen und wie es enden werde, mit einem Wort, sie hat einen sehr schlechten Ruf. Die Stromstellen, über welche die erste und die zweite führen, wären als Wellengrab des Passagiers wohl möglich und vorstellbar, aber selbst mit geringem Glück wird es schon gehen. Da mußte man keine übertriebenen Befürchtungen hegen. In der Tat waren wir damals über beide schon mit heiler Haut hinweg. — Doch was nun die Terzeira anging, so stand die Sache wesentlich anders.

Einige Tage nach der feierlichen Eröffnung der Madera-Mamore war der gemischte Last- und Passagierzug Trinidad—San Antonio mehr vom Eisenbahnschutzengel beschirmt als mit innerer Berechtigung zum zweitenmal ans rechte Ufer des Flusses gelangt. Denn wie er die Brücke gerade hinter sich hatte, fiel ein ansehnliches Stück Trägerwerk von ihr ab und ins Wasser. Die Sache erregte Aufsehen. Soweit die Oeffentlichkeit davon erfuhr, war sie der Meinung, daß so etwas ja gelegentlich passieren könne, aber nach so kurzer Zeit schon — das sei doch zu viel! Es wurde also eine Untersuchungskommission eingesetzt, die monatelang ihres Amtes waltete. Niemand weiß, was eigentlich — außer hohen Diäten — dabei herausschaute; wenn man nicht die Tatsache, daß ein neuer Brückenwärter hinkam (als ob der frühere Mann keinen guten Einfluß auf den Charakter der Brücke gehabt hätte), als wesentlichen Erfolg verzeichnen will. Aber seit jenem Tage steht die kranke Brücke in Behandlung, man verfährt schonend mit ihr, man stützt sie, wann und wo man kann, und am liebsten würde man sie in Watte packen. Trotzdem wird sie nicht gesund und jedesmal ist für sie das ärgste zu befürchten.

Dieses alles erzählte mir mein Viehzüchter-Kupeegenosse während der Atempause, die der Maschinist Miguelito seiner Maschine, den Passagieren und sich selbst vor der zweifelhaften Ueberfahrt gönnte. Als ich fragte, warum man nicht die Doktorkosten spare und für das Geld der Reparaturen nicht lieber gleich eine neue Brücke baue, antworteten mein Nachbar und die paar Leute, die außer uns im Abteil waren, wie aus einem Mund, mit dem gleichen gutmütigen Spott: „Amanha!" Das ist portugiesisch und heißt soviel wie „Ja morgen!"

Noch immer stand der Zug. Mein Nachbar sagte: „Miguelito macht heute anscheinend ein besonders ausführliches Testament, mit genauen Bestimmungen und vielen Legaten." Das lange Warten ging uns allen auf die Nerven. Um dieses trostlose Gefühl der Spannung und der Unsicherheit loszuwerden, statteten wir dem Speisewagen einen Besuch ab. Wir waren nicht die einzigen, die auf diese gute Idee gekommen waren: kaum, daß wir uns hineinzwängen konnten, so viele Gäste gab es schon rings um die Bar. Man rauchte, trank, man bestellte Runden von Drinks und dann würfelte man darum, wer sie bezahlen sollte. Doch sonderbar; es war nicht das gewohnte, lärmende Leben. Die Stimmen, die dem Mixer Orders erteilten und ihre Würfe ansagten, ihre Anekdoten erzählten, klangen gedämpft. Alles schien von der Ungewißheit ausgelaugt und schattenhaft geworden zu sein. Und — am sonderbarsten in die-

sem Milieu! — man hörte keinen einzigen, noch so bescheidenen Fluch.

Die Gespräche drehten sich um bemerkenswerte Unglücksfälle und um bemerkenswerte Wunder, um Dürre und Rinderpest und Malaria-Epidemien, um die ganze südamerikanische Revolutionsgeschichte von Venezuela im Norden bis zur pittoresken Revolution ungefähr einmal im Monat in Paraguay. Das waren ausgiebige Themen, man hätte stundenlang darüber reden können und wäre zu keinem Ende gekommen. Unser Viehzüchter gab eine Runde aus, er bat mich, ihm meinen Cocteil zu nennen, und fügte mit lauter Stimme hinzu: „Trinken Sie, Joven! Wer weiß, ob Sie jemals wieder — nicht mangels Geld, sondern mangels Gelegenheit!" Das hörten sie alle. Alle lächelten krampfhaft und unsicher. Die Stimmung schwebte zwischen einer würdevollen Heiterkeit und dem traumhaften Vorgefühl der möglicherweise kommenden Dinge.

Der Maschinist Miguelito trat an das Fenster des Speisewagens heran. „Auf die Plätze, Senhores! Es kann losgehen." Auch ihm wurden Drinks angeboten und er machte keine Umstände. „Um Whisky-Soda — com muitas grazias!" Er trank auf unser aller und auf sein eigenes Wohl. Man hielt ihm noch Gläser hin. „Nein einen einzigen — nicht mehr!" Aber wenn Sie ein Cigarilho entbehren können — —" Ein Dutzend Zigarettendosen klappten vor ihm auf.

„Und wie denkst du über unsere Aussichten?" fragte einer.

„Heute? Heute geschieht nichts. Ich kenne diese Brücke — ach, wie genau ich sie kenne! E meu melhor inidigo (sie ist mein bester Feind). Aber freilich, Herrschaften, wenn Gott will, so kommen wir" — er sprach es zögernd aus — „auch nicht hinüber."

Se deus quizer! Eigentlich: wenn Gott wollen werden. Ein seltsamer Infinitiv der Zukunft, den das Portugiesische als einzig europäische Sprache von den Mauern übernommen hat. Und es ist das Wort, das man in Brasilien am allerhäufigsten hört. Es ist als Abschluß einer Debatte besonders geschätzt, weil es alle Möglichkeiten offenhält und die bindendste Verabredung wieder auflöst.

Und mit diesem Wort ging auch der Maschinist Miguelito. Auch unter uns Fahrgästen gab es etwas, was einem letzten Scheidegruß verzweifelt ähnlich sah. In der Eile wurden noch ein paar der früher abgeschlossenen Wetten auf Glück oder Unglück als ehrfurchtswidrig und blasphemisch rückgängig gemacht. Doch in Wahrheit konnte es sich bei dem so leidenschaftlich wettlustigen Volk in diesem Fall nur um die erkannte Unmöglichkeit handeln, die Gewinne bei negativer Entscheidung zu realisieren. Denn wenn einer Pessimist war und mit seinem Pessimismus verlor, so hatte er doch unbestreitbar verloren und mußte bezahlen. Wenn er aber gewann, ging es ihm noch viel schlechter. Immerhin gab es einige wenige Prinzipienmenschen, die trotz dieser ungünstigen Aussichten an der einmal eingegangenen Wette festhielten.

Und jetzt ließ Miguelito unseren Zug langsam, leise, wie auf Filzpantoffeln auf die Brücke hinausschleichen. Wir zählten ein, zwei Eisenträger, mit einem endlosen Abstand von je fünfzehn Metern dazwischen, und von der Sorte gab es im ganzen zwölf Stück. Plötzlich war ich heftig und entschieden gegen alle Romantik, gegen das farbige Leben, gegen Lokalkolorit — für die graue Theorie der Ingenieurschulen, für langweilige, aber richtige Berechnung und für öde, seelenmordende Technik. Nun waren wir erst beim sechsten Träger und mir fiel ein, daß „Zug" vermutlich von „sich ziehen" komme, gleich einem langen, dünnen Faden Syndetikon, der bekanntlich alles klebt, leimt, kittet — nur nicht Eisenbahnbrücken, und das war jammerschade. Nein, jetzt zählte ich nicht mehr mit, es war sinnlos, zu wissen, daß man eben den elften Träger erreicht hatte, als — — — Ich hielt die Augen zugedrückt, doch als ich ein wenig durch die Lider blinzelte, sah ich, daß alle anderen Passagiere ebenfalls mit geschlossenen Augen dort saßen.

Da! Da war es. Ein Schrei aus allen Kehlen. Ich schrie mit, ohne zu begreifen, warum ich und warum die anderen schrien. Dann erst ging mir auf, daß es Freude und Jubel war. Man schrie und man lachte. Der Zug war drüben. Der Zug hielt.

Aufregend so eine Fahrt über die Ponte Terzeira! Nachträglich erst fragte ich mich und die andern, warum wir nicht ausgestiegen und hinübergegangen seien, das wäre doch weniger riskant gewesen.

Doch da las mir mein Nachbar eine der Tafeln vor, die am Eingang und am Ausgang der Brücke aufgestellt waren:

„E prohibido de passar a pie!" (Das Passieren der Brücke zu Fuß ist verboten!)

Ja, dann natürlich — das sah ich ein, das war etwas anderes.

Das Kind

Amerikanische Skizze von Reinhold Scheuer.

Tom Snyder, der älteste Polizist der Riverstreetwache in Neuyork spazierte am Strande von Long Island umher. Es war ein ganz angenehmer Dienst da. Rauschend kamen die Wellen des Ozeans an das Ufer heran. Es war Flut, und man hatte die Badehäuschen vorsorglich in Sicherheit gebracht. Und dann war es ja auch schon neun Uhr abends. Wer sollte da noch baden? Aber es gab so verrückte Menschen, die selbst in der Nacht noch ins Wasser gingen.

Der Tag war furchtbar heiß gewesen. Juli! Kein Wunder. Die ewige Hitzewelle. Alle Tage soundsoviel Ohnmachtsanfälle. Nur Arbeit für die Polizei. Und für den Krankenwagen und das Krankenhaus.

Tom Snyder stapfte durch den Sand. Ab und zu weckte er mit seinem Gummiknüppel einen Schläfer, indem er ihn sanft an die Rippen klopfte. Sie konnten es bei der Hitze zuhause nicht aushalten und gingen an die See, legten sich in den Sand um Ruhe zu finden.

Eben wollte Tom Snyder umkehren, ganz draußen am Strande, wo die Hotels und Badehütten aufhören und sozusagen Wildwest begann, da hörte er ein Wimmern. Es kam aus einer Gegend, die gar nicht mehr zum Revier der Riverstreetwache gehörte, sondern zu der Hackensackwache, nach Ansicht Tom Snyders einer Wache von Langschläfern und Faulpelzen. Das war so eine Meinung über die Hackensackwache.

Tom Snyder zog seinen Revolver, entsicherte ihn und ging auf den Platz los, von dem das Gewimmer herkam. Zuerst sah er gar nichts. Als er aber seine Blendlaterne aufleuchten ließ, bemerkte er an einem Pfahl einer Bootsanlegestelle ein kleines, weißes Bündelchen. Und aus diesem Bündelchen kam der Ruf. Kam das Gewimmer.

„Ein Kind!" sagte sich Tom Snyder und steckte erst einmal seinen Revolver ein. Dann nahm er das weiße Paket sorgsam in seine Arme. Unter einem Haufen Leinwand blickten zwei Augen in die seinen. Ein kleiner Finger steckte im Mund des Kindes. Und an dem kleinen Finger sog das Kind nach Leibeskräften.

Tom Snyder war ein Mann, der sich in allen Situationen zu helfen wußte. Hier aber kam er sich vor wie ein Mensch, der eine einstürzende Eisenbahnbrücke mit den schwachen Armen aufhalten soll. Der Fall war ihm noch nicht vorgekommen.

Und da erinnerte er sich an seine Instrukion: „Kinder, die weggelegt sind, werden dem Findelhaus in der 62. Straße überwiesen. Der Finder hat die Pflicht, sie sorgsam zu behüten und zu speisen. Für die Verpflegung eines weggelegten Kindes wird ein Dollar bezahlt!"

Der Wind hatte umgeschlagen. Er brauste jetzt aus Nordwest und trieb den Sand gegen das Land in großen Schwaden. Draußen auf See schien ein Dampfer irgendwie Hilfe zu gebrauchen, denn man hörte sein Notsignal. Und schon rannten sie an die Rettungsboote, machten sie flott und fuhren hinaus. Ein Brand flammte auf, auch durch den Sturm entfacht, schrill klangen die Glocken der Feuerwehr in das Rauschen der See.

Tom Snyder ging mit seinem lebenden Bündelchen im Arm seiner Wache zu. Aber unterwegs kam er an seiner Wohnung vorbei. Sie lag zu ebener Erde und Franziska, seine Frau, war noch wach. Es war Sonnabend. Sie hatte große Wäsche gehabt, und ihr breiter Schatten flitzte hin und her am Fenster, das mit den neuen Gardinen geschmückt war, die Tom Snyder sehr billig bei Wanamakers erstanden hatte, zum Geburtstag seiner Frau.

Der Polizist Tom Snyder überlegte. Das Kind mußte Milch haben. Mit einem Schnaps war ihm nicht gedient, und auch nicht mit seinem Wurstbrot. Er trat in seine Wohnung mit dem Kind im Arm. „Gefunden!" sagte er lakonisch.

Franziska nahm das Kind in die Arme. „Es ist ein Boy!" sagte sie und weinte. Herzte das Kind und machte ein Bad zurecht, wickelte es in Taschentücher und Handtücher. Und gebärdete sich ganz verrückt.

„Ich muß zum Dienst und melden!" sagte Tom Snyder unwirsch, klopfte mit seinem Gummiknüppel auf den Tisch.

„Das Kind bleibt hier!" sagte Franziska, und dagegen gab es keine Erwiderung mehr, das wußte Tom Snyder.

„Kind gefunden, meine Frau hat es behalten!" meldete Tom Snyder auf der Wache.

„Gut so, gut so!" sagte der Chef, „wird einmal ein Polizist."

„Ich bekomme einen Dollar Verpflegung," sagte Tom Snyder.

„Schämst du dich nicht?" sagte der Chef und rückte an seiner Mütze. Und Tom Snyder ging davon und schämte sich tatsächlich. Er, der älteste Polizist der Riverstreetwache.

„Wir haben ein Kind", rief seine Frau, als er heim kam. Und in der Wiege strampelten zwei Beine und zwei Händchen griffen in die Luft. Und es war doch schon Mitternacht geworden.

Ein sicheres Omen

Von M. Sostschenko.

Es gibt komische Leute, die glauben an allerhand Zeichen. Da ist zum Beispiel eine Katze über den Weg gelaufen. Das ist schlimm, sagen sie, der Weg führt zu nichts.

Oder es haben sich dreizehn Leute an den Tisch gesetzt. Das ist ebenfalls schlimm, es bedeutet nichts Gutes, behaupten sie. Ach, ist das ein Unsinn! Man sollte just daran nicht glauben. Einmal geschah folgendes: Wir wurden von Iwan Iwanytsch Krjukow, Sie kennen ihn vielleicht, zu seinem Namenstag eingeladen. Seine Frau hatte natürlich, wie es sich gehört, zum Namenstag einen riesengroßen Kranzkuchen gebacken. Und oben mit feinem Zucker bestreut. Sie bringt ihn also auf einer Platte herein und stellt ihn auf den Tisch.

Nun passen Sie auf — der Hausherr reibt sich die Hände.

„Diesen Kuchen", sagt er, „müßt Ihr gefälligst ganz besonders beachten. Es ist kein gewöhnlicher Kranzkuchen", sagt er. „Ein Kranz," sagte er, „mit einer Ueberraschung für die Gäste."

„Wieso?" fragen wir.

„Jawohl, mit einer Ueberraschung", sagt er. „Ein silbernes Zehnerl ist darin eingebacken. Wer dieses Zehnerl erwischt, ist der glücklichste Mensch auf der ganzen Welt. Von diesem Tag an wird sich das Glück ihm voll und ganz zuwenden. Das ist ein sicheres Zeichen."

Der Hausherr schnitt den Kuchen an. Man begann zu essen ... Es war aber unter uns ein gewisser Petrowitsch, dem's im Leben bis da recht dreckig gegangen ist.

Dieser Petrowitsch also beginnt am ganzen Leibe zu zittern, als er das vom Zehnerl hört.

„Ach", sagt er, „wenn ich das Zehnerl erwischen könnte. Wenn so ein Glück auch einmal mich treffen möchte!"

Und er macht sich an den Kranzkuchen, kaut, daß es ihm hinter den Ohren kracht. Der Wirt kann mit dem Schneiden gar nicht nachkommen.

Elf Stück hat Petrowitsch bereits, beim zwölften hält er inne.

„Hui", sagt er, mir scheint, ich hab's Zehnerl. Unter der Zunge. Ich hol's gleich 'raus.

Petrowitsch steckt sich den Finger in den Mund, um das Zehnerl rauslangen, aber vor Freude schnappt er nach Luft wie ein Fisch und verschluckt sich. Das Zehnerl gleitet ihm in den Magen hinunter. Bleich erhebt sich Petrowitsch vom Tisch.

So geht es nicht, Brüder, sagt er. Eine größere Münze hätte man einbacken müssen. So ein Zehnerl ist für diesen Zweck viel zu klein. Ich hab's verschluckt, da kann ich nichts dafür ...

Die Anwesenden brachen in Lachen aus. Petrowitsch aber lachte nicht. Er stand am Tisch wie betäubt und trank Wasser aus dem Samowar.

Nachdem er sich mit Wasser gelabt, kam er zu sich und fing auch zu lachen an. Wenn ich auch das Zehnerl verschluckt habe, muß das Glück sich doch mir zuwenden. Von jetzt ab wird es mir gut gehen. Dieses Zeichen trügt nicht.

Dessen ungeachtet hatte Petrowitsch immer noch kein Glück. Infolge des verschluckten Zehnerls wurde er krank. Und lag drei Wochen im Krankenhaus. Und mußte jeden Tag Rizinusöl einnehmen.

Jetzt geht es ihm schon besser. Er hat sich ein wenig erholt. Und darf schon am Stock spazieren gehen. Und reibt sich immerzu mit der Hand den Magen. Darin liegt heute noch das Zehnerl.

(Aus dem Russischen übersetzt von Fega Frisch.)

Auch das kommt vor

Von Michael Soschtschenko.

Wanjuschka Ledenzow bekam, versteht ihr, Arbeit. Das darf ich gewissenhaft sagen.

Im Trust arbeitet er jetzt.

Das hätte sich niemand träumen lassen. Dieser Mann, versteht ihr, hatte keinerlei Protektion, keinerlei besondere Kenntnisse, gehörte auch keiner Keimzelle an. Und nun seht: er arbeitet!

Man erzählt sich, daß überall nur Vetternwirtschaft und Protektion herrsche und es einem fremden Menschen einfach unmöglich sei irgendwo unterzukommen. Eine glatte Lüge!

Wanjuschka Ledenzow, versteht ihr, kannte im ganzen Trust keine lebende Seele.

Nicht nur, versteht ihr, kannte er kein „hohes Tier", sondern überhaupt niemand. Zwar befand sich dort ein parteiloser Lastträger, jedoch auch dieser, versteht ihr, war nur tageweise angestellt. Und kann ein tageweiser Lastträger jemand viel helfen?

Eines Tages, versteht ihr, kam Wanjuschka Ledenzow zu eben diesem Träger. Ihm ein Glas Bier spendierend, sagt er: „Höre, Freund, ich habe, wie es dir wohl bekannt ist, keine Protektion, gehöre auch keiner Keimzelle an — helfe mir, Brüderchen, in meiner Not!"

Der Träger antwortet: „Ich bezweifle, mein Lieber, ob ich dir irgendwie helfen kann. So mir nichts dir nichts ohne Protektion ist das einfach unmöglich. Verstehst du das?"

Trotzdem nahm alles, versteht ihr, einen günstigen Verlauf. Verflossenen Jahres transportierte nämlich derselbe Träger dem Trustbuchhalter die Möbel beim Umzug. Zu diesem sagt nun der Träger: „Die Sache ist die, verehrter Genosse Buchhalter: Damals brachte ich Ihnen die Möbel ins Haus. Ich beschädigte nichts — außer dem einen Beinchen der Waschkommode. Bringt den Wanjuschka Ledenzow irgendwo unter! Irgendeine Protektion hat dieser Hundsfott nicht. So etwas, verstehen Sie, hat er nicht. Der Keimzelle gehört er auch nicht an. Da ist nicht viel zu reden. Ohne Protektion verkommt der Mann."

Der Buchhalter sagt: „Ich bezweifle, mein Lieber, ob ohne Protektion etwas zu erreichen sein wird. Ich kann," sagt er, „dir wirklich nichts versprechen."

Wanjuschka, wißt ihr, hatte aber Glück. Dieser Hundsfott war anscheinend ein Sonntagskind.

Tags darauf, zum Beispiel, geht der Buchhalter zum kaufmännischen Direktor, legt ihm einen Fetzen zur Unterschrift vor und sagt: „Wissen Sie, Genosse Direktor, ohne Protektion ist nichts zu machen."

„Na, worum geht es?" fragt der Direktor.

„Hier treibt sich," sagt der Buchhalter, „ein Mensch ohne Protektion umher. Nirgends findet er Anschluß. Ich bezweifle, ob es uns gelingt, ihn irgendwo unterzubringen."

„Ja, ja," sagt der Direktor, „wie soll man so einen Kerl ohne Protektion unterbringen? Ohne Protektion ist das eine ganz heikle Sache."

Eben kommt der Verwaltungsdirektor herein. „Wovon," sagt er, „sprecht Ihr?"

„Tja", sagen sie, „hier ist, Genosse Verwalungsdirektor, so ein Bauernkerl, heißt Ledenzow, hat, dieser Hundsfott, keine Protektion, kann nirgends Anschluß finden und vagabundiert von einer Ecke zur anderen."

Der Verwaltungsdirektor sagt: „Na, er kann kommen. Wir werden ja sehen. Es geht nicht an, Bürger, immer nach Gunst und Bekanntschaft zu handeln. Einmal wenigstens soll man auch einen Menschen ohne Protektion beachten."

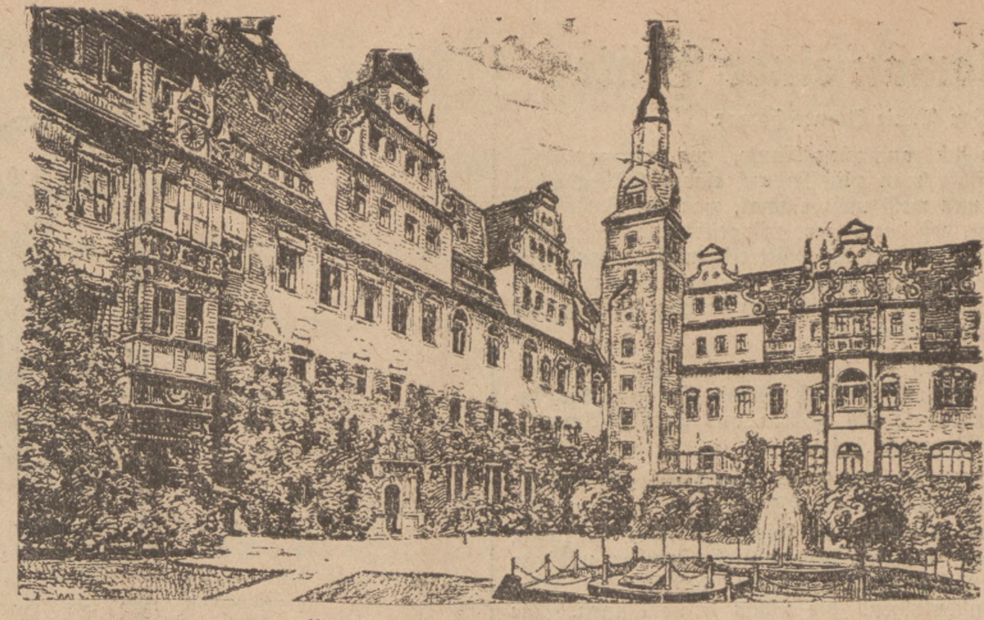
Da erzählt man sich noch, daß überall nur Vetternwirtschaft und Protektion herrsche. Ihr seht, es kommt auch vor ...

Deutsch von Victor Kalinowski.



Eines der Hauptwerke von Raphael Mengs

der am 29. Juni vor 150 Jahren starb, ist das für den Kardinal Albani in dessen römischer Villa ausgeführte Deckengemälde „Apollo und die Musen". Raphael Mengs, der in Aussig in Böhmen geboren wurde, lebte abwechselnd in Deutschland, Italien und Spanien. Seine Zeitgenossen überschütteten ihn als einen größten Maler dekorativer und religiöser Motive mit allen erdenklichen Ehren.



Schloßhof in Merseburg

Das Residenzschloß in Mèrseburg an der Saale, das jetzt als Regierungsgebäude dient, zeichnet sich durch reiche Renaissance-Architektur aus.

„Kulak“ oder Dorfreicher nach der Reihe

Eine Erzählung von Pantheleimon Romanof.

Die Bauern taten nichts und saßen, sich faul unterhaltend, auf den Balken. Einige lungerten in den Höfen herum und erweckten den Anschein, als ob sie selbst schon unter dem Nichtstun litten und nicht wüßten, womit sie sich beschäftigen sollten.

Die Dächer vieler Hütten hatten Löcher, die augenscheinlich nicht ausgebessert wurden. Abesits auf einem Hügel sah man die Grundmauern einer Ziegelei, die mitten im Bau liegen gelassen waren, Stroh, mit dem man das Dach hatte decken wollen, lag überall herum und wurde allmählich wieder fortgetragen.

Ein Tischler, der auf einige Tage aus Moskau gekommen war, trat an die Bauern heran und sagte, während er sich nach allen Seiten umblickte:

„Warum sieht es bei euch so aus?“

„Wieso?“ fragten die Bauern.

„Wieso?! . . . Man sollte meinen, eine furchtbare Seuche habe hier gewütet: die Dächer kaputt und das wenige Vieh, das ihr, wie ich auf der Weide gesehen habe, besitzt, ist in einem erbärmlichen Zustande. Ihr selbst sitzt da und tut nichts. Oder habt ihr irgendeinen Feiertag?“

„Nein, ein Feiertag ist eigentlich nicht“, antworteten die Bauern.

„Das sehe ich an den Lumpen, die ihr anhabt“, sagte der Tischler, „daß kein Feiertag ist — ihr habt euch ja richtig schön gemacht!“

Die Bauern sahen schweigend auf ihre zerrissenen Kaftane; und der äußerste von ihnen mit einem breiten, dunklen Bart sagte:

„Das müssen wir schon — uns in Lumpen kleiden: es soll jemand von der Kreisbehörde angekommen sein.“

„Aus welchem Kreise?“

„Aus unserm. Du bist scheinbar eben vom Himmel gefallen? Woher kommst du denn?“ sagte ein anderer magerer Bauer, er sah den Tischler von unten an und kniff die Augen zu, als ob ihn die Sonne blendete.

„Aus Moskau.“

„Ach so, — das ist eine andere Sache.“

„Der Teufel mag wissen, wie lange das noch dauern wird“, sagte ein Bauer.

„Solange sie mit unserer Zone nicht fertig sind.“

„Eine verfluchte Sache: nun sitzt du da, ohne zu arbeiten, ob du umkommst oder nicht.“

„Habt ihr denn nichts zu tun,“ sagte der Tischler, „ihr könnt doch zuerst die Dächer reparieren.“

Niemand antwortete, sie sahen auch nicht einmal hin nach den Dächern. Ein schwarzer Bauer sagte, ohne aufzusehen:

„Wer sein Dach gedeckt hat — will es am liebsten wieder einreißen.“

Aus einer Hütte trat jetzt ein langer, magerer Bauer, barfuß, er kratzte sich an der Seite, während er noch auf der Schwelle stand, dann ging er über den Weg auf die Ziegelei zu. Aus irgendeinem Grunde stand er eine Zeitlang dort, dann ging er wieder zurück in seine Hütte.

„Halloh, Onkel Nikofor, du weißt wohl nicht, was du beginnen sollst? Kamm, wir spielen Karten . . .“

„. . . . Solange unsere Reihe nicht vorbei ist . . . .“ vollendete der Magere den Satz des anderen. „Geh auch nicht zu nah an die Ziegelei heran, — es ist einer von der Kreisbehörde da, — wenn er dich sieht, wirst du aufgeschrieben . . .“

„Bei euch versteht man überhaupt nicht, was los ist“, sagte der Tischler.

„Um etwas zu verstehen, muß man was lernen,“ sagte der Magere. „Wir haben die Schule durchgemacht, jetzt wissen wir's. Auch, was es heißt, wenn einem vom Geschick was bestimmt ist: früher saßen wir da und taten nichts, weil ringsherum alles nicht uns gehörte; jetzt gehört alles uns, und wir können doch nichts beginnen.“

„Woran liegt es denn?“

„Ja, sie haben sich den Kampf gegen die „Kulaki“, die Dorfreichen, ausgedacht. In Wirklichkeit haben sie die „Reichen“ in den Dörfern so vorgenommen, daß es bald nicht nur keine Reichen mehr, sondern auch keine Bauern geben wird. Wenn sie ankommen, fragen sie: Wer ist hier bei euch „Kulak“? Wir antworten ihnen: wir haben keine, — sie sind ausgestorben. — Wer ist denn der Reichste? — Bei uns gibts keine Reichen. — Nun, wer lebt am besten? — Der und der . . . — So, und da sagt ihr, es gibt keine „Kulaki“?

Wir wollten vernünftigerweise Ziegel brennen und sie verkaufen, da kamen sie gleich an: Ihr wollt wohl „Kulaki“ werden? — Nun, da ließen wir alles stehen. Bienenzucht wollten wir anfangen, — dasselbe.“

„Wenn du nur neue „Lapti“ (aus Rinde geflochtene Sandalen der russischen Bauern) anziehst, gucken sie dich gleich scheel an und schreiben dich auf die Liste der „Kulaki“, sagte der magere Bauer.

Ein kleiner bärtiger Bauer kam jetzt eilig auf die anderen zu und sah mißtrauisch den Tischler an, — dann erkannte er ihn und begrüßte ihn herzlich und fragte: „Wer ist heute „Kulak“? Wessen Reihenfolge ist's? Von der Behörde ist jemand da!“

„Halloh! Sawuschka! Deine Reihe ist heute!“ sagte der Magere zu einem völlig zerlumpten Bauern, der barfuß auf einem Balken saß.

„Was, zum Teufel, bestimmt ihr mich zum „Kulak“, wo ich ohne Hosen gehe und keinen Samowar und nichts habe!“

Der Neuhinzugekommene sah Sawuschka an und sagte:

„Das wird nicht gehen . . . wie soll er „Kulak“ spielen, wenn ihm fast das ganze linke Hosenbein fehlt!“

„Das hat nichts zu sagen“, erwiderte der Schwarze, „die Reihenfolge muß er einhalten. Den Samowar kann er bei Pusyreth leihen und die Hosen verdeckt er mit dem Pelz.“

„Was geht hier vor?“ fragte der Tischler.

„Ja, das ist alles wegen der „Kulaki“. Wenn nämlich die Beamten aus der Stadt kommen, verlangen sie gleich nach den „Kulaki“, um sich bei ihnen aufzuhalten. Nun, da müssen sie einen Samowar, was zu essen haben, — ein Fuhrwerk brauchen sie . . . . Damit nicht immer dieselben zu leiden haben, ist bei uns jetzt eine Reihenfolge für die „Kulaki“ eingeführt.

Aus der Hütte, in der sich der Dorfrat befand, kam jetzt ein Mann heraus und rief:

„Halloh! Er wird gleich herauskommmen! Macht die Hütte zurecht!“

„Nun, Sawuschka, lauf und hol den Samowar; Eier und Milch wird dir meine Frau geben. Bedeck deine Knie, zum Teufel!“

Sawuschka rannte fort und holte den Samowar und die Eßwaren; dann ging er zu dem Dorfrat und wartete da.

Der Beamte in lederner Mütze und mit einer Aktentasche trat heraus. Wie er hörte, daß der „Kulak“ ihn schon erwartete, sah er ihn an und sagte vor sich hin:

„Es scheint, die sind soweit gebracht — weiter gehts nicht mehr.“

(Aut. Uebersetzung aus dem Russischen.)

Er wünscht nicht verspeist zu werden

Als Monsieur Nicot seine Augen aufschlug, sah er sich in einer luftigen Hütte. Nackte olivgrüne Gestalten hockten um ihn herum. Sie grinsten seltsam und sprachen in einer unbekannten plappernden Sprache zu ihm. Einer reichte ihm Bananen, ein anderer eine geöffnete Kokosnuß, der dritte fleischige Mangos, der vierte irgendeine große, nie gesehene Frucht. Die Katastrophe lag ihm noch in den Gliedern, und als er nach dem Obst greifen wollte, war es, als ob jemand seine Hand niederdrückte. Er war hungrig und seine Kehle brannte. Er öffnete weit seinen Mund, worauf ihm einer die angeschnittene Kokosnuß hinhielt. Gierig schlürfte er die milde, süße Milch aus. Auch die Bananen und Mangos ließ er sich gefallen. Das unbekannte Obst hatte einen merkwürdigen Terpentingeschmack, aber beim zweiten Bissen erinnerte es an Aepfel mit Käse. Dann schmeckte es wieder nach Mayonnaise und Vanillenpudding. Eine drollige Obstsorte mit ihrer verwickelten Geschmacksskala. Oder war es nur die Erinnerung an die Schiffsküche, wo er so viele Jahre zwischen den verschiedensten Geschmäcken verbrachte?

„Merci Messieurs,“ nickte Monsieur Nicot.

Als er sah, daß man ihn nicht verstand, wiederholte er auf Englisch:

„Thank you, Gentlemen!“

Hierauf öffnete sich die Bambustüre und ein hoher, struppiger Mann, am ganzen Körper bemalt und tätowiert, mit Perlen, Muscheln und Federn geschmückt, trat in die Hütte. Er begrüßte ihn breit grinsend, in einem phantastischen Englisch, von dem Nicot knapp das fünfte Wort verstand.

„Bleib hier und iß viel.“

„All right,“ lächelte Monsieur Nicot.

Der Struppige verneigte sich feierlich. Als er den Raum verließ, warfen sich die anderen glatt auf die Erde.

Das ist hier irgendein Häuptling oder König, dachte Monsieur Nicot, und nannte den Struppigen beim nächsten Besuch Mister Majestik. Mister Majestik kniff ihn freundlich in die Wange und auch in andere Körperteile, und der feine, erfahrene Schiffskoch ließ es sich lächelnd gefallen, denn er ahnte, daß es bei diesem Herrscher das Zeichen höchster Anerkennung ist.

Allmählich fühlte er sich wohler und setzte sich bereits auf seinem Strohlager auf. Mister Majestik war aber nicht sehr zufrieden mit ihm. Eines Tages setzte er sich zornig neben ihn und kniff ihn so stark in den Oberschenkel, daß er fast aufschrie. Die Wärter schimpfte er gehörig aus und zu ihm sprach er blitzenden Auges:

„Mehr essen, Mister.“

In diesem Augenblick wußte Monsieur Nicot alles. Das Schicksal hatte ihn auf eine Kannibaleninsel verschlagen, man wollte ihn hier aufmästen. Er nahm seine Hütte genauer in Augenschein, freilich, ein Mastkäfig. Die Todesangst nahm ihm jede Lust zum Leben. Er sah sich schon unter dem Tranchiermesser der Menschenfresser, wie sie ihn zerschneiden, über das Feuer halten, halb englisch zubereiten, und es verging ihm der Appetit auf Bananen, Kokos, Palmwein und Mango und die neue rätselhafte Frucht ekelte ihn geradezu an.

Seine Hochzeit schlug die Wächter in Fesseln und befehligte ein liebenswürdigeres Mastpersonal zu ihm. Aber auch dieses wurde mit ihm nicht fertig. Monsieur Nicots Hungerstreik war um so wirkungsvoller, als er nach den vergangenen Wochen der Aufregungen und Mühsalen des Schiffbruches und der Flucht ohnehin nur mehr Haut und Knochen war: nach den Vorschriften des Kannibalen-Kochbuchs ganz regelwidrig.

Mister Majestik griff nach dem Mittel der Verführung und ließ prächtige Kannibalen-Jungfrauen vor ihm aufmarschieren.

„Welche willst du?“

Monsieur biß die Zähne zusammen und winkte, keine von ihnen.

Der König drehte die Schönste herum. Zeigte auf ihre üppigen Schenkel, ihre lockend schwellenden Glieder.

„Welchen Teil soll man dir vorbereiten? Den Schenkel, die Waden, das Brustfleisch oder die Leber? Gebraten, roh oder unter einem Stein erweicht?

Monsieur Nicot brüllte auf:

„Keinen Teil auf keinerlei Art.“

Er fing an, sehr hungrig zu sein. Seine Visionen des Aufgefressenwerdens verblaßten, die Fleisch-, Gemüse- und Obstidyllen der Schiffsküche und ihre erregenden Düfte stiegen vor ihm auf. Wie in einem Fiebertraum sah er all die feinen Bouillons, Consommes, Vorspeisen, Braten, Mayonnaisen, Soßen und Puddings, die er in seinem Leben in tausendfachen Geschmacksvariationen durchgekostet hatte. Und als wieder einmal der König in den Käfig trat, fuhr er ihn wild an:

„Essen will ich!“

Die Augen des Königs leuchteten auf:

„Soll ich die Jungfrauen holen?“

„Nein, hol ein Huhn.“

Man brachte das Huhn und Monsieur Nicot fühlte sich mit einem Male frisch. Als ob er sich in der Schiffsküche zwischen seinen Unterköchen und Küchenjungen tummelte.

„Feuer! Her mit dem Messer. Fett in die Pfanne! Macht Zwiebeln klein! Oel zum Salat! Pfeffer! He, König, gib Fett an den Braten! Deckt den Tisch!“

„Poulet a la Diodore,“ sprach er selig und setzte sich stolz zu den Kokosschüsseln. Dem König floß das Wasser im Munde zusammen. Er dachte an den großen Genuß: Wie gut wird ihm dieser Weiße munden, der jetzt mit solch köstlichem Appetit ißt. Ein Leckerbissen!

Am nächsten Tage ließ Monsieur Nicot ein Ferkel abstechen.

„Roti a la duchesse,“ rief er begeistert und kommandierte mit napoleonischem Hochmut. Den Fleischkörper! Speck! Langsam braten, du Dummkopf. Wo sind die Schwämme! Bringt die Gänseleber! Eier! Such Petersilie! Dummes Volk, daß hier gerade die wichtigsten Sachen fehlen. Nicht einmal geriebene Semmeln sind zu haben.

Vom Herzoginbraten kostete auch der König. Er fürchtete sich noch, verzog den Mund, aber später schien er auf den Geschmack zu kommen. Endlich schmatzte er. Das Volk umstand den Käfig und gaffte offenen Mundes.

„Morgen gibt es ein noch besseres Mittagsmahl,“ versicherte heiter Monsieur Nicot. „Habt ihr hier Spargel?“

Er war in seinem Element. Immer neue Gerichte und Menus kamen auf den Tisch. Im geheimen aßen auch schon die Gehilfen mit. Das Volk verkroch sich in die Wälder und probierte dort die neue Kunst aus. Wenn sie etwas ungenau abgeguckt hatten, schickten sie einen Läufer zu den Unterköchen Nicots, und wenn es diese auch nicht besser wußten, weckten sie Meister Nicot aus seinem Nachmittagsschläfchen. Der Meister wußte auch im Schlafe, was zu tun ist.

„Wälz es in Eiern um, brat es in heißem Fett aus. Wasche ein paar Schwämme in kaltem Wasser. Nimm eine Handvoll Salz . . .“

Der König kniff immer häufiger Monsieurs rundliche Teile, und Nicot dachte entsetzt an das letzte Mal, an dem man ihn a la Kannibale oder gar nach seinen eigenen Rezepten zubereiten wird. Er hörte auch, als der König einem seiner Hauptleute sagte:

„Er ist schon genügend dick.“

„Und der andere sprach:

„Soll ich das Messer bringen?“

„Noch nicht. Morgen bin ich noch zum Essen bei ihm geladen.“

Meister Nicot atmete auf. Also morgen darf er noch leben. Er strengte sich an und kochte das Abschiedsmahl: ein wahres Meisterstück. Der König leckte sich alle zehn Finger ab.

„Kannst du noch so etwas Gutes?“

„Freilich,“ antwortete Monsieur Nicot und versuchte, den Tod noch um einen Tag hinauszuschieben. „Ich könnte für morgen ein Escalope de Veau Bourgignon sehr empfehlen. Oder wenn Eure Hoheit befehlen: Poulet saute Marengo.“

*

Als das englische Kriegsschiff bei der Insel vor Anker ging, fand man Monsieur Nicot mitten unter seinen geliebten Kannibalen. Sie begossen Salat und Petersilie, mästeten Ferkel, setzten Bohnen und Erbsen ein.

„Mister Nicot,“ deklamierte der Konteradmiral, „ich werde Sie zur allerhöchsten Auszeichnung vorschlagen. Sie verbreiteten unter den Wilden die englische Zivilisation.“

„Pardon,“ sprach Monsieur Nicot, „die französische Kultur. Mit tausendundeinem Kochrezept habe ich sie bekehrt.“



Am Königsberger Schloß

Die hier gezeigte Südseite mit dem 84 Meter hohen Schloßturm ist nicht so alt wie die Nordseite, die noch aus der Ordenszeit stammt. Bis 1525 war das Schloß der Sitz der Hochmeister des Deutschen Ordens und wurde dann Residenz der Herzöge von Preußen.

Der Roman einer Blüte

Von Annie France-Harrar.

Wenn man es sich aussuchen könnte, wo man zur Welt kommt! Aber da steht man plötzlich auf einem Küchenbalkon in der Rauchstraße und weiß nicht einmal, was ein Balkon ist. Man weiß auch nicht, daß das kleine, grüngestrichene Holzkistchen nur einen recht fraglichen Teil des mütterlichen Erdbodens darstellt. Und als die Köchin sagt: „Nu, der erste Kapuziner is ooch schon da!“ da hat man natürlich ebensowenig Ahnung, daß das gewissermaßen die Taufrede ist.

Jedenfalls dehnt man sich behaglich in der Berliner Morgensonne. Und hat es vergessen, daß sich die Europäer die Kapuzinerkresse vor annähernd 100 Jahren aus Tropisch-Amerika, von den Ufern des Amazonas holten.

Mit dem fetten Riesenwuchs ist es schon lange nichts mehr, seitdem die feuchte, heiße Wasserluft fehlt. Die eben erschlossene Kapuzinerblüte hat aber ganz besonders kleine Blättchen, denn die Köchin trug im letzten Monat Liebeskummer, und das Holzkistchen mit den Kapuzinerkeimlingen bezahlte die Zeche. Wie immer die Unschuldigen, die nichts dafür können. Die melancholische Dame vergaß nämlich, sie zu begießen. Und hat es damit unfreiwillig erreicht, daß die Pflänzchen gerade so mager und kümmerlich wurden wie andere Großstadtkinder auch.

Im Hof qualmen Benzinwolken auf, weil man ein Auto aus der Garage fährt. Die Minna vom ersten Stock hält sich entrüstet die Nase zu. Die Kapuzinerblüte täte es auch gerne, wenn sie nur die nötigen Organe dazu hätte! Aber ihr wird ganz schlecht von der vergifteten Luft. „Gleich falle ich um!“ fühlt sie, und der Stengel ist schon ganz schlaff. „Was für ein furchtbarer Gastod!““

Aber da ist das Auto endlich draußen, und der Chauffeur hupt ungeduldig vor der Haustüre, weil der Herr Doktor so lange nicht kommt. Im Hof zerstieben die letzten stinkenden Wolken. Vom Tiergarten herüber streicht ein Schwall reiner Luft (was in einer Großstadt „reine Luft“ heißt). Die Blüte erholt sich. Jetzt beschäfitgt sie sich angelegentlichst mit dem einzigen, was Blumen interessiert: mit der Heirat.

Die Köchin, etwas zerstreut, begießt, nein, überschwemmt die grüne Kiste mit einem ganzen Krug Wasser. Die kleine Blume wird dabei vollgegossen wie ein Topf und ist recht unglücklich darüber. Gerade wollte sie ihre Narbe aufmachen und versuchsweise einen der Staubbeutel. Jetzt ist alles triefend naß. Wenn da die Sonne nicht hilft, kann man gleich jede Hoffnung aufgeben. Ein Glück, daß wenigstens der Honig im Sporn hinten nichts abbekommen hat. Denn das ist die Mitgift, ohne die eine Blume nicht heiraten kann.

Aber auch die Sonne über Berlin ist ein freundliches Wesen, das sich der geplagten Geschöpfe annimmt. Die Wassertropfen trocknen und verschwinden. Die ganze Blüte streckt sich. Auf porzellandünnen Stielchen strafft sich die Narbe. Für sie und ihre Besucher muß Platz geschaffen werden. Die Frau ist das allerwichtigste, das es in einer Blume gibt. Um ihretwillen ist die ganze Kapuzinerblüte überhaupt da.

Es wird Mittag und nichts ereignet ist. Pflanzen brauchen Geduld. Die Narbe hat ihren Stiel noch länger gedehnt. Sie sieht nicht und hört nicht, aber sie empfindet die leiseste Veränderung der Luftströmung. Sie wartet.

Flügelschlag. Dumpfes Brummen. Es kreist und nähert sich. Die Blüte steht ganz offen, leuchtend rotgelb geflammt. Der Sporn glänzt prall von Honig. Der Hochzeitsbote wird eine reichliche Belohnung finden. Lautlos öffnen sich drei, vier Staubkapseln. Mahagonibrauner Blütenstaub quillt hervor, locker wie ein Bürstchen abendran. Man braucht ihn nur abzustreifen.

Aber die Hummel kümmert sich nicht im mindesten um all diese Vorbereitungen der Blume. Was soll sie da mühevoll von vorne hineinkriechen, sich den Pelz staubig machen, um dann zu finden, daß ihre Zunge nicht ausreicht, um zum Honig zu gelangen. Das ist doch wieder eine dieser nicht Herzugehörigen, so ein fremder Eindringling, der eine brave und fleißige Hummelfrau nur zum Narren hält. Er mag in seine Heimat zurückkehren, wo seinesgleichen so verrucht sein soll, sich durch langschnäbelige Vögel statt durch Insekten verheiraten zu lassen. Nein, man hat Erfahrungen gesammelt und weiß, was zu tun ist. Und die Hummel krabbelt richtig auf die Unterseite der Blume, sucht den Honigsporn, findet ihn und beißt mit scharfen Kiefern ein Loch hinein. Daraus trinkt sie, soviel auf diese Weise zu erhalten ist (ein paar Tropfen ganz oben bleiben allein übrig), putzt sich dann ungenügend den Zuckersaft aus dem Gesicht und geht brummend und ohne Dank davon.

Ja, es ist Straßenraub, ganz gemeiner Straßenraub, und es bricht den uralten Pakt, den längst die Pflanzen mit den Insekten geschlossen haben. Aber was soll man machen? Es gibt keine Polizei gegen Hummelstrauchdiebe, die ihre Pflicht verletzen und sich schlecht benehmen. Wie soll eine Blüte sich dagegen wehren?

Die arme, beraubte Blume hat ein gutes Teil ihrer Hoffnungen eingebüßt. Was soll sie ohne Honigmitgift? In ihrer Welt heißt es (ganz wie anderswo): Wenn ich dir den Gefallen tun soll, dir einen Gatten mitzubringen, oder deinen Blütenstaub mitnehmen, mußt du mich dafür bezahlen. Ja, sie kennt das. Sie möchte sich aber doch so gerne verheiraten, Kinder haben, in ihnen weiterleben. Wer weiß, was morgen sein wird? Morgen kann es regnen, kann vielleicht kein Besucher kommen. Es gibt ja ohnedies so kläglich wenig Insekten in dieser von Steinen, Staub und häßlichen Gasen erfüllten Luft.

Die Sonne verläßt den Hof, Stimmen schwirren, die Köchin sitzt auf dem Balkon und blättert im Telephonbuch, ob sie die Nummern findet, die er ihr zuletzt gesagt und die sie leider vergessen hat. Zu der Blüte kommt niemand.

Die Köchin geht verdrießlich hinein (gleich wird das Auto in die Garage zurückkehren, und die Nummer hat sie auch nicht gefunden), schon sinkt der Balkon in abendliche Schatten. Ein Tag voll Hoffnungen ist aus.

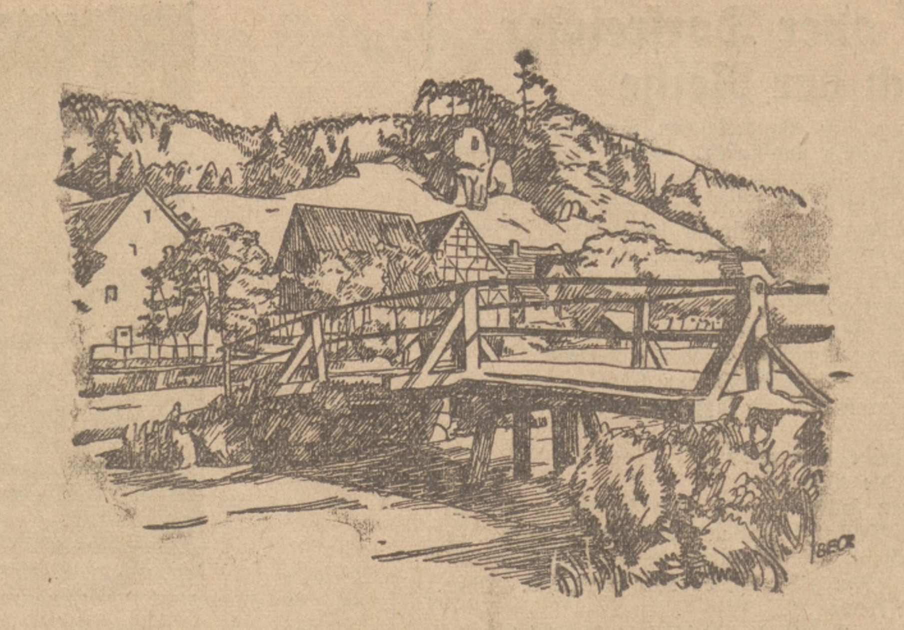
Da braust im letzten Augenblick ein prächtiger Flieger heran, ein Taubenschwanzschwärmer, der von jenseits des Tiergartens stammt. Seine großen, grüngläsernen Kugelaugen haben die einzige Kapuzinerblüte des Hofes erspäht, jung und frisch scheint sie ihm zu sein. Sicher wartet sie mit einem vollen Honigsporn. Soeben traf er draußen andere ihrer Gesellschaft, aber sie waren ausgeraubt und vertrocknet und gaben ihm nur ein bißchen Blütenstaub mit.

Und so hängt er das lange, schneeweiße Elefantenrüsselchen abwärts, sucht, findet. Es ist nicht viel, auch hier scheint schon ein Dieb gewesen zu sein! Er beugt den Kopf, noch mehr, während er als schwirrendes graues Rad die Blüte umtanzt.

Die Narbe streckt sich ihm erwartungsvoll entgegen, da fallen fremde Staubkörner aus seinem Brustpelz, rollen über sie, eines bleibt an dem kleinen, goldenen Mund kleben, und der hält es fest.

Der Schwärmer braust weiter, ganz satt ist er nicht, vielleicht entdeckt er anderswo noch ein paar volle Sporen. Das Staubkorn auf der Narbe aber platzt auf und wächst minutenschnell in den hohlen Schlauch des Porzellanstielchens hinunter. Die ganze Blume ist in glühender Erregung, ihre Temperatur steigt an, sie atmet rascher, das Staubfadenvolk, dessen man nun nicht mehr bedarf (ein halbes Hundert Körnchen ist an den Schwärmerbeinen mit davongeflogen) senkt sich bescheiden.

Dunkelheit. Der Tag eines Pflanzengeschöpfes ist aus, der kleinwinzige Lebensroman einer Kapuzinerblüte auf dem Küchenbalkon in der Rauchstraße hat sich erfüllt.



Pegnitztal in der Fränkischen Schweiz

Die Fränkische Schweiz, deren südöstlicher, von der Pegnitz durchflossener Teil auch Nürnberger Schweiz genannt wird, ist ein liebliches Gebirgsland mit tief eingeschnittenen Gründen. An den Talhängen tritt der Jurafels, von Buchen und Fichten umrahmt, zutage, während der mit blumigen Wiesen besetzte Talboden vom Bach mäandrisch durchbändert wird.

Rationalisierung

Mister Allmaker war ein Mann von imponierender Geschäftigkeit, ein Kommerzgenie, wie es die Welt noch nicht gesehen hatte. Als Generaldirektor leitete er gleichzeitig eine Hosenknopffabrik, eine Klosettpapiermühle, eine Pfandleihe und ein Revuetheater. Er verdiente Millionen, aber kein Mensch schuftete auch so wie er. Seine Arbeit war nach den ultramodernsten Methoden der Handelswissenschaft und der Bürotechnik rationalisiert. Er wandte diese Methoden nicht nur in seinen Fabriken und seinen Geschäftsräumen an, sondern auch seine Privatgemächer waren mit den neuesten Errungenschaften auf diesen Gebieten ausgestattet. Mister Allmaker war nur nach vorher erfolgter schriftlicher Anmeldung persönlich zu sprechen, und eine derartige Unterredung dauerte meist nur wenige Sekunden. Der Clou seines Arbeitszimmers war eine große Tafel aus milchweißem Glas, auf der, je nach dem Willen des großen Geschäftsmannes, entsprechende Aufforderungen in elektrischer Lichtschrift an den Besucher gerichtet wurden. Dieses Verfahren hatte Mister Allmaker ersonnen, um mit dem Gebrauch seiner Worte möglichst sparsam umzugehen. Im übrigen bediente er sich nur des Telephons, aber er haßte es, von seinen Angestellten angerufen zu werden, und einen ganz besonderen Abscheu hatte er vor geschwätzigen Leuten, die er denn auch nach wenigen Sekunden durch Auflegen des Hörers telephonisch an die Luft setzte.

Zu diesen geschwätzigen Leuten, die sich keiner Sympathie Mister Allmakers erfreuten, gehörte auch Herr Nieblum, der Magazinverwalter der Klosettpapiermühle, der trotz dreißigjähriger Akklimatisierung in den Vereinigten Staaten die Zungenfertigkeit seiner sächsischen Heimat nicht vergessen konnte.

„Ich weiß schon alles“, pflegte Mister Allmaker zu sagen, wenn er Herrn Nieblum begegnete. „Sie wollen ja doch nur eine Gehaltserhöhung haben. Ich werde mir die Sache überlegen.“

Eines Abends saß Mister Allmaker in seinem pompösen Privatbüro vor einem umfangreichen Aktenbündel, als die Telephonklingel läutete. „Hallo! Ist Mister Allmaker zu sprechen?“

„Bin selbst am Apparat. Wer ist dort?“

„Entschuldigen Sie vielmals, Herr Generaldirektor, hier spricht Nieblum, der Magazinverwalter der Klosettpapiermühle...“

Mister Allmaker runzelte die Stirn und brüllte in den Apparat: „Ich weiß schon alles!“ Damit warf er wütend den Hörer auf.

Eine Viertelstunde später klopfte es leise an der Tür des Privatbüros. „Nieblum, der Verwalter der Klosettpapiermühle, bittet Herrn Generaldirektor um eine Aussprache unter vier Augen,“ meldete der Diener.

„Schon wieder?“

„Er hat erklärt, es handle sich um eine sehr wichtige Angelegenheit — — —“

„Natürlich — eine Gehaltserhöhung! Ich werde den Kerl in Stücke reißen!“

Herr Nieblum trat ein und verneigte sich höflich. Als er den Mund öffnen wollte, drückte Mister Allmaker auf einen Knopf, und auf der Tafel erschien die Inschrift: „Keine Zeit!“ Als Nieblum aber trotzdem auf den imposanten Schreibtisch zuschritt, manipulierte Mister Allmaker einen zweiten Druckknopf, und die Mahnung leuchtete auf: „Kurz und bündig!“

„Ich bitte vielmals um Verzeihung, Herr Generaldirektor, daß ich mir ergebenst erlaube, anzufragen...“

Allmaker machte eine Handbewegung, die wohl bedeuten sollte: „Schweigen Sie!“ Dabei zeigte er auf die Tafel, auf der jetzt stand: „Danke der Nachfrage; es geht mir geschäftlich und gesundheitlich gut.“

„Es gibt Dinge im Menschenleben,“ begann Herr Nieblum wieder, aber eine vierte Inschrift belehrte ihn über Mister Allmakers Ansicht: „Ich weiß schon alles aus den Zeitungen.“

„Vielleicht ist die Hitze daran schuld...“

Nieblum kam nicht zu Ende. Wieder drückte der Generaldirektor auf einen Knopf, und es erschien die Nachricht: „Ich weiß, wie heute das Wetter ist.“

„Entschuldigen Sie vielmals, Herr Generaldirektor,“ fuhr Nieblum fort, ohne sich entmutigen zu lassen, „aber ich muß Sie dringend sprechen. Es handelt sich um sehr Wichtiges...“

„Zum Teufel, ich weiß schon alles,“ schrie Mister Allmaker in höchster Wut. „Reden Sie nicht so viel! Schreiben Sie mir, wenns durchaus nötig ist! Gehen Sie ins Nebenzimmer! Tinte, Feder und Papier liegen dort. Wenn Sie fertig sind, geben Sie das Schreiben meinem Diener! Guten Abend, Nieblum!“

Der Magazinverwalter der Klosettpapiermühle gehorchte wortlos. Eine Viertelstunde später brachte der Diener dem Generaldirektor auf silberner Platte einen Brief folgenden Inhalts:

„Hochverehrter Herr Generaldirektor!

Unter höflicher Bezugnahme auf unsere soeben gehabte Unterredung erlaube ich mir, Ihnen ergebenst mitzuteilen, daß in der Klosettpapiermühle Feuer ausgebrochen ist. Das ganze Gebäude brennt seit dreiviertel Stunden. Die Geschäftsräume des Herrn Generaldirektors sind verschlossen, und die Schlüssel konnten nicht gefunden werden. Die Fenster sind bekanntlich vergittert. Das Feuer wütet bereits in einem der Geschäftsräume, in denen Herr Generaldirektor sicherlich wichtige Papiere aufbewahrt hat. Der Unterzeichnete erlaubt sich daher ganz gehorsamst Herrn Generaldirektor um die Schlüssel zu den Büros zu bitten.

In Erwartung Ihrer geschätzten Nachricht zeichnet
mit vorzüglicher Hochachtung
Nieblum,
Magazinverwalter der Klosettpapiermühle.“

Mister Allmaker sprang auf und seinen imposanten Schreibtisch um. „Mein Auto!“ brüllte er. „Sofort mein Auto her!“

Dann rannte er die Treppe hinunter, stürzte in seinen Wagen und raste nach der Brandstelle. Er kam gerade noch rechtzeitig genug an, um die letzten Trümmer der Klosettpapiermühle in den Flammen versinken zu sehen — — —



„Versailles“

So hat Professor Arthur Kampf sein neues Werk genannt, Das er zum zehnten Jahrestage der Unterzeichnung des Friedens von Versailles geschaffen hat.

Landesligaspiele (Peter u. Paul).

Czarni Lemberg — Warta Posen
Wisla Krakau — Touristen Lodz
Pogon Lemberg — Warta Posen (Sonntag)
Warszawianka — Crakovia Krakau

D. S. J. P. Königshütte — Freie Turnerschaft Königshütte.

In einem Handballspiel begegnen sich obige Gegner heute Freitag, nachmittags 6 Uhr, auf dem Amatorskiplatz in Königshütte. Nach einer längeren Ruhepause tritt wieder die Handballmannschaft der F. T. in Aktion und wird ganz aus sich herausgehen müssen um gegen die spielstarke Arbeiterjugend gut abzuschneiden. Hoffentlich wird die Mannschaft nach diesem Spiel weiter am Leben bleiben und einen Handballgegner mehr in der Arbeitersportbewegung in Polen abgeben; was sehr zu wünschen wäre.

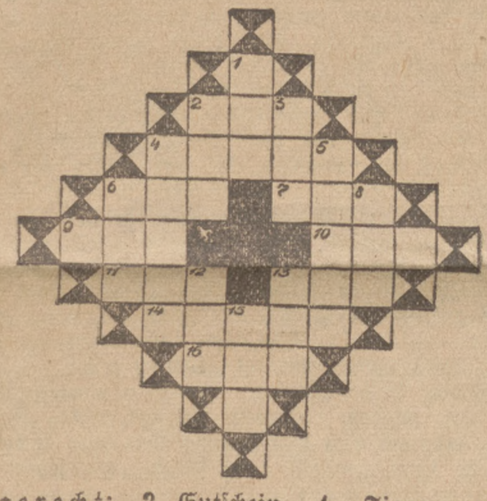


Die Entscheidung im Kampf um die Schwergewichts-Weltmeisterschaft

ist am 27. Juni in New York gefallen, wo Deutschlands Meisterboxer Max Schmeling (links) gegen den Europameister, den Spanier Paolino mit erheblichem Vorsprung, nach Punkten gesiegt hat.

Rätsel-Ecke

Kreuzworträtsel



Wagerecht: 2. Gutschein, 4. Figur aus einer Tragödie von Shakespeare, 6. Artikel, 7. schweizerischer Kanton, 9. Anerkennung, 10. Säugetier, 11. Fluß in Steiermark, 13. Papstname, 14. Teil des Schiffes, 16. Fisch.

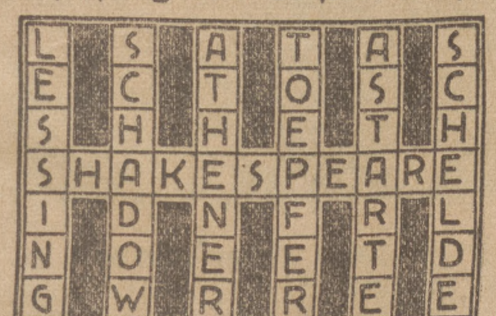
Senkrecht: 1. europäische Hauptstadt, 2. Salzart, 3. Gegenteil von „alt“, 4. Rätselart, 5. Musikinstrument, 6. Kirche, 8. Figur aus der griechischen Sage, 12. Wild, 13. rumänische Münze, 15. Brennstoff.

Auflösung des Silbenrätsel

Humor verloren, alles verloren.

1. Hindenburg. 2. Ufer. 3. Mirabelle. 4. Orometrie. 5. Reling. 6. Veranda. 7. Eden. 8. Revanche. 9. Lasso. 10. Ofen. 11. Roland. 12. Erle. 13. Neander.

Auflösung des Leisten-Rätsels



100 Zł billiger

verkaufen wir die verbesserte Strumpfstrickmaschine **„Robus“** auf welcher man bis 300 Zł monatlich verdienen kann, für welche viele Dankschreiben von Käufern bezeugen. Fachkenntnisse sind überflüssig. Fertige Ware kaufen wir ab und liefern die Rohstoffe. Nähere Informationen erteilt die

Fa. „REKORD“ J. Kalisch i Ska. Cieszyn

Vertretungen:
Warszawa: „Hage“ Dom Zleceń, Nowy Świat 42.
Poznań: Zygmunt Kucharski, ul. Strumykowa 11.
Kraków: Leon Nalepiński, Rękawka 8.
Nowy Bytom: Jerzy Hanel, ul. Stalmacha 5.

Vor dem Urteil im Totschlagsprozeß Friedländer

Eltern, die ihre Kinder nicht kennen — Das Gutachten der Sachverständigen

Im Brudermordprozeß gegen Manasse Friedländer wurden heute Zeugen über den Charakter des Angeklagten vernommen, darunter Professor Dr. Franz Violet, der Manasse Friedländer auf der Vorbereitungsanstalt zum Einjährigen-Examen ein Jahr lang in Deutsch und Geographie unterrichtet hat, sowie die Eltern des Angeklagten. Der Staatsanwalt hatte angeregt, von der Vernehmung der Eltern überhaupt abzusehen, stieß aber auf Widerspruch bei der Verteidigung.

Professor Violet bekundete u. a., daß Manasse Friedländer sich der Schule und den Lehrern gegenüber ablehnend gezeigt habe, ohne daß er aber sich dabei unhöflich oder unfreundlich betragen habe. Zunächst sei manches davon auf seine damals noch mangelhaften Sprachkenntnisse zurückzuführen. Ihm persönlich sei Manasse Friedländer nicht sympathisch gewesen, ohne daß er das näher begründen könne. Vielleicht sei es auf den finsteren Gesichtsausdruck des Schülers zurückzuführen. Manasse Friedländer sei von Mitschülern und Kollegen mehrfach als jähzornig bezeichnet worden. Ihm persönlich sei nichts Derartiges aufgefallen. Manasse Friedländer sei gelegentlich wegen seiner fremdartigen Aussprache von Mitschülern gehänselt worden; Antisemitismus sei dabei nicht im Spiel gewesen.

Der Vater des Angeklagten, der dann aufgerufen wurde, machte von seinem Recht der Zeugnisverweigerung nicht Gebrauch. Er erklärte auf Befragen des Vorsitzenden, daß er von 7 Uhr früh bis 21 Uhr im Geschäft und nur am Mittagstisch mit seinen Söhnen zusammengewesen sei und deshalb wenig Gelegenheit gehabt habe, das Verhältnis zwischen ihnen zu beobachten. Seit Tibor Földes sich an Waldemar angeschlossen habe, sei das Verhältnis zwischen seinen beiden Söhnen schlechter geworden. In den letzten Jahren hätten die Brüder nicht miteinander gesprochen.

Der Vater führe den schlechten Einfluß auf den Freund Waldemar Friedländer, Tibor Földes, auf die Beziehungen der beiden Brüder gehabt habe.

Die weitere Vernehmung der Mutter des Angeklagten, die sich in viele Einzelheiten verliert, ergibt im wesentlichen, daß die Beziehungen zwischen Waldemar und seiner Mutter ungleich wärmer waren als die zwischen Manasse und der Mutter. Wenn Waldemar nach Hause gekommen sei, so berichtete die Zeugin, habe sie mit ihm Tee getrunken und er habe ihr alle Erlebnisse aus der Schule aus dem Konservatorium und aus dem Sportklub erzählt. Manasse sei ein ganz verschlossener Mensch, den sie überhaupt nicht habe verstehen können. Weiter erklärte die Mutter noch, daß die Kinder immer Pistolen als Spielzeug gehabt hätten. Wenn Sie aber von Manasses Waffe gewußt hätte, hätte sie diese ihm weggenommen.

Auf die Frage des Verteidigers:

„Ist also das Gefühl des Angeklagten, daß Sie Waldemar lieber gehabt hätten als ihn, berechtigt gewesen?“

erklärte die Zeugin weinend:

„Vielleicht! Ich vertraue nur auf Gott, daß er mir das Kind wiederschenkt. Ich bin schuldig, weil ich Tibor nicht hinausgeworfen habe, der unser ganzes Familienglück zerstört hat.“

Nach der Mittagspause begann die Vernehmung der Sachverständigen. Sanitätsrat Dr. Leppmann hat Manasse im Untersuchungsgefängnis untersucht, ohne die Merkmale seiner Geisteskrankheit feststellen zu können. Auch für den sogenannten Jugendirrsinn oder für Epilepsie waren Anhaltspunkte nicht zu finden. Ausführlich verbreitete sich der Sachverständige über die Frage, ob ungewöhnliche Züge im Seelenleben des Angeklagten vorlägen. Das scheine, so erklärte er, der Fall zu sein. Manasse sei seit seiner Geburt schwächlich gewesen. Zudem habe



Der zweite Tag des Berliner Brudermord-Prozesses

Der Verteidiger Rechtsanwalt Brandt befragt die Mutter des Angeklagten. — Unten: der Brudermörder, sein Vater, Staatsanwalt Jäger und der als Zeuge geladene alte Lehrer des Angeklagten, Professor Violet.

Auf die Frage des Vorsitzenden:

„Haben Sie sich als Vater nicht bemüht, den Gründen nachzugehen?“

erklärte der Zeuge, er habe es versucht, aber keine Antwort erhalten. Auf die weitere Frage, ob der Vater nicht wenigstens Sonntags einmal mit den Söhnen ausgegangen sei, antwortete der Zeuge verneinend. Lediglich acht Tage vor dem Vorfall sei er mit Manasse ausgefahren. Manasse sei sehr niedergeschlagen gewesen und habe, nach dem Grund gefragt, nicht geantwortet. Der Vater hat daraufhin angenommen, daß der Grund in Manasses Stellungslosigkeit zu suchen sei.

Vorsitzender: „Haben Sie ihn nicht als Vater getröstet, daß er schon wieder etwas finden werde?“

Zeuge: „Leider habe ich es nicht getan! Ich konnte ja nicht ahnen, was kommen würde.“

Auf weitere Fragen des Vorsitzenden erklärte der Zeuge, daß er vor etwa zwei Jahren Waldemar dabei überraschte, wie er den älteren Bruder, den er über das Bett geworfen hatte, ohrfeigte. Er habe beide daraufhin geohrfeigt und gesagt, er wolle es nie wieder erleben, daß die Brüder sich prügeln. Den Grund der Prügelei hat der Zeuge nicht erfahren, er weiß ihn wenigstens heute nicht mehr.

Im weiteren Verlauf des Prozesses äußerten sich sowohl der Vater des Angeklagten, wie auch die nach dem Vater vernommene Mutter mit überraschender Schärfe über den unheilvollen Einfluß, den der ebenfalls erschossene Freund Waldemar Friedländer, Tibor Földes, auf die Beziehungen der beiden Brüder gehabt habe.

seine Gesundheit durch Krankheiten gelitten. Seine Schwäche habe den Anlaß dazu gegeben, daß er eine Art Ausnahmestellung genossen habe. Kaum jemand aber habe den Weg zu seinem Seelenleben finden können. Manasse habe es bei seinem verschlossenen Wesen auch nicht verstanden, sich beliebt zu machen, im Gegenteil. Der Sachverständige hält den Angeklagten für einen in eine eigenartige seelische Verfassung gearteten Menschen, der so sehr unter einer dauernden Affektspannung gestanden habe, daß nur ein geringer Anlaß genügt habe, um ihn zu einer unverhältnismäßig schweren Tat zu bringen.

Der Sachverständige Dr. Alexander vom psychoanalytischen Institut Berlin kam am Schluß seines Gutachtens, in dem er sich auch über ungesunde sexuelle Triebe des Angeklagten äußerte, zu dem Schluß, daß Manasse ein starkes Minderwertigkeitsgefühl beherrscht habe und daß er ein triebhafter Charakter gewesen sei.

Die Oberschulrätin Frau Dr. Wegscheider hielt das Sehnen des Angeklagten nach der Waffe für durchaus verständlich. Manasse habe offenbar neben dem Bruder, dem er ohnmächtig gegenübergestanden habe, auch etwas haben wollen, womit er habe trumpfen können.

Nachdem dann noch Dr. Dyrenfurth sich gutachtlich dahin geäußert hatte, daß eine krankhafte Störung des Geistesleben mit Ausschluß der freien Willensbildung keinesfalls erkennbar sei, wurde die Beweisaufnahme geschlossen. Am Freitag wird nach dem Plädoyer das Urteil gefällt werden.



Kattowitz — Welle 416,1

Sonnabend. 16: Verschiedene Vorträge. 17: Für die Jugend. 18: Konzert von Warschau. 19.20: Vortrag, anschl. verschiedene Nachrichten. 20.30: Abendprogramm von Warschau.

Warschau — Welle 1415

Sonnabend. 10.15: Uebertragung aus der Posener Kathedrale. 15: Konzert auf Schallplatten. 16: Vorträge. 17: Konzert. 19.56: Verschiedene Berichte. 20.30: Volkstümliches Konzert. 22: Berichte und Tanzmusik.

Geschäftliches

Bei Vergiftungsfällen, hervorgerufen durch verdorbene Nahrungsmittel, sowie Alkohol, Nikotin, Morphium, Kokain, Opium bildet die Anwendung des natürlichen „Franz-Josef“-Bitterwassers ein wesentliches Hilfsmittel. Aerztliche Fachwerke führen an, daß bei Bleivergiftungen das altbewährte **Franz-Josef**-Wasser nicht nur die hartnäckige Verstopfung beseitigt, sondern auch als spezifisches Gegenmittel wirkt. Zu haben in Apotheken u. Drogerien.

Der Arbeiter-Sänger

Konzert der Arbeitersänger

Am Sonntag, den 30. Juni, nachmittags 3.30 Uhr, veranstaltet der Volkschor „Vorwärts“ Königshütte auf dem Redenberg ein großes Konzert, bei welchem auch sämtliche übrigen Vereine des Arbeitersängerbundes aus der Wojewodschaft und außer diesen noch ein Orchester mitwirken werden. Die Vorprobe hierzu stieg bereits am 16. Juni in Murcki (Emanuelssegen), und zwar öffentlich, wobei eine große Masse Zuhörer sich eingefunden hatte. Arbeitsschwestern und Arbeitsbrüder, Genossinnen und Genossen, versäumt es nicht, diesem Konzert beizuwohnen. Der Eintrittspreis ist so niedrig gehalten, er beträgt nur 50 Groschen, weil wir jedem den Eintritt ermöglichen wollen und natürlich mit einem Massenbesuch rechnen, um unsere Unkosten zu decken. Ihr habt die Arbeitersänger schon alle gehört, aber meistenteils bei Feiern und sonst dergleichen, wo Alkohol getrunken wurde, lebt einmal über euch selbst hinaus und kommt zum Konzert im Freien, lernt den Arbeitergesang in großen Massenchören kennen, horcht auf die Harmonie im Gesang und dann bildet euch ein Urteil. Die Arbeitersänger kommen, wo sie gerufen werden, vergeltet also Treue um Treue.

Das Programm ist so gehalten, daß es bestimmt jedem etwas bringen wird. Im Massenchor werden Tendenz- oder Kampflieder gesungen und zwar: „Der Fahnenschwur“, die „Warschawianka“, dieses altpolnische Kampflied, welches schon die polnischen Genossen unter der Zarenherrschaft als Kampflied gesungen haben, den „Weltenfrieden“, wobei die Abkehr der Massen vom Krieg und das Verlangen des Menschen nach Frieden zum Ausdruck kommt, und „Morgenrot“.

Der zweite Teit des Massenchores, an dem, wie auch beim ersten Teile, alle Sängerinnen und Sänger mitwirken, bringt Volkslieder, und zwar darunter das wunderbar komponierte Lied von Mendelssohn-Bartholdy: „O Täler weit, o Höhen“, außerdem „Wie's daheim war“, „Mit Lust vor wenig Tagen“ usw. Von dem großen Komponisten Franz Schubert, der im vorigen Jahre von der ganzen Musikwelt geehrt wurde, bringt eine größere Gruppe von Sängerinnen und Sängern den „Jäger- und den Hirtenchor“ aus Rosamunde. Die beiden Chöre werden mit Musikbegleitung gesungen. Eine andere Gruppe singt, ebenfalls im gemischten Chor, bekannte Volkslieder, so: „Kein Feuer, keine Kohle kann brennen so heiß“, „Ist alles dunkel, ist alles trübe, weil mein Schatz einen andern liebt“, dann „Wir zogen in das Feld“, ein ganz altes Landsknechtlied, und das holländische Volkslied „Hab mein Wagen vollgeladen, voll mit Weibern alten“, zum Schluß den „Spielmann“.

Das dazu verpflichtete Orchester wird außerdem in den Pausen Musikeinlagen geben. Hierzu alles nähere, und auch die richtige Reihenfolge der Gesänge in den Programmen, die überall an den Kassen zu haben sein werden. —

Arbeitsschwestern, Arbeitsbrüder, Genossen und Genossinnen, es ist nicht unsere Aufgabe, etwas im voraus zu loben, wir können nur mit gutem Gewissen den Besuch des Konzertes empfehlen, da wir alles menschenmögliche getan haben, diese wenige Stunden zu einem Genuß für den Zuhörer zu gestalten. **Geht hin und horcht!** Ihr werdet bestimmt den Eindruck mit auf den Weg nehmen, daß diese Sängerschar, **die sich aus euresgleichen zusammensetzt und sich ihrer „Abstammung“ nicht schämt, den ernsten Willen hat, ein Vermittler der Kunst in der Sozialistischen Kulturgemeinschaft zu sein.**

Der Bundesvorstand.

Pfingstfahrt deutscher Arbeiterchöre nach Paris

„Die Zeit ist gekommen, das Vergangene zu verbessern und gemeinsam an dem großen Werk der Zivilisation zu arbeiten. Wir wollen die Träume Victor Hugos und Lamartines verwirklichen. Der Rhein muß der Bindestrich zwischen dem Vaterland Goethes und dem Vaterland Pasteurs werden. Wenn wir nicht wollen, daß das durch den Krieg verarmte Europa untergeht, muß man so schnell wie möglich Frankreich und Deutschland wieder versöhnen.“ Diese Worte sprach Edouard Herriot vor 2000 Zuhörern Ende Mai in Zürich. Am Schluß seiner Rede zitierte er in deutscher Sprache aus Freiligraths Gedicht „Der Trompeter von Gravelotte“: „Nun, Trompeter, zum Sammeln geblasen!“ — Eine Woche nach dem Konzert zweier deutscher rheinischer Chöre, des Volkschors „Freiheit“, Düsseldorf, und der „Freien Sänger“, Krefeld, findet ein Franzose, dessen Worte jederzeit von internationaler Bedeutung gewesen sind, in seiner Rede über die Beziehungen von Frankreich zu Deutschland den rechten Ausdruck: Laßt gewesen sein, was zwischen uns gewesen ist, bereitet eine Zeit, findet euch, wachst in eine reinere Zukunft auf. Sucht das Gemeinsame, das uns verbindet, nicht das Trennende.

Für den Volkschor „Freiheit“, Düsseldorf, der 1914, wenige Wochen vor Ausbruch des Krieges, bereits einmal in Paris konzertierte, handelte es sich ja nur darum, die alten Beziehungen wieder aufzunehmen. Sie wagten die Fahrt.

Die Bundeszentrale des Deutschen Arbeiter-Sängerbundes hatte sich erdenkliche Mühe gegeben, führende deutsche Genossen, Parlamentarier und Regierungsleute zur Teilnahme an dieser ersten Nachkriegs-Konzertreise eines deutschen Chores, eines deutschen Arbeiterchores, nach Frankreich zu gewinnen. Wohl in Rücksicht auf die gespannte Lage, die in diesen Tagen unter den Delegierten der Reparationskommission herrschte, die äußerste Vorsicht bei jeder öffentlichen Ansprache gebieterisch verlangte, war alles Bemühen unserer Bundesmitglieder in Berlin vergeblich. Höhere Interessen, das ganze Volk betr., standen auf dem Spiel, so hielt man sich zurück. Durch diese Nichtbeteiligung von Partei und Regierung unterblieb auch von französischer Seite jede offizielle Beteiligung unserer Pariser Genossen und Vertreter der französischen Regierung und das eigentliche Ziel der Fahrt, direkte Beziehungen mit der französischen Arbeiterschaft zu suchen und aufzunehmen, wurde diesmal noch nicht erreicht. Die Fahrt wurde so allein zu einer reinen Konzertreise. Dies war nicht beabsichtigt. Die politischen Ereignisse erwiesen sich stärker als der vorhandene gute Wille unsererseits.

Ueber dreihundert aktive Sängerinnen und Sänger der beiden rheinischen Arbeiterchöre, denen sich weitere fünfhundert Freunde unserer Bewegung aus ganz Deutschland angeschlossen hatten, nahmen an dieser Reise teil. Ein stattlicher Chorverband, eine noch stattlichere Gefolgschaft!

Zunächst an der holländischen Grenze entlang fahrend — von Holland grüßten die Pyramiden-Halden der Bergwerke herüber — wurde über Aachen die belgische Grenzstation, Herbesthal, erreicht. Blühende Apfelbäume rechts und links der Bahn! Ueber Verviers, Lüttich, Namur, Charleroi ging es dem französischen Grenzbahnhof Jeumont zu; Maubeuge, St. Quentin, Paris. So mancher mochte bei der Fahrt durch die Gebiete, in denen sich neben Neubauten und Baracken heute schöne neuzeitlich eingerichtete Bahnhofsanlagen mit freundlichem Baumschmuck erheben, der Zeiten gedenken, da er als Soldat in den von durchpflügten Gräben in Erdlöchern dieser Gegend sein Dasein zu führen sich gezwungen sah.

Die Paß- und Gepäckkontrolle wurde sowohl von den belgischen, wie auch französischen Grenzbehörden in zuvorkommender Weise abgewickelt. Ich habe die Strecke Berlin—Paris über Belgien zurückgelegt, ohne auch nur ein einziges Mal visiert oder nach meinem Paß gefragt worden zu sein; das gleiche bei der Rückreise.

Um es vorweg zu nehmen: niemals fiel von französischer Seite auf dieser Reise ein Wort, das nachtragend uns an eine Zeit erinnert, die mehr und mehr in unserm Gedächtnis zurücktreten und versinken will.

Im Nebenabteil des Zuges öffnet sich ein Fenster. Der Morgen graut herein. Französische Eisenbahner gehen vorbei. „Kamerad, eine Zigarette?“ „Merci, Monsieur. Vous voulez partie pour Paris?“ „Oui, oui, a Paris“. „Ick hab swei Jahr in Deutschland gewest. In Gefangenschaft. In Bayern.“ Und guter Dinge blinzelt er einigen jungen schmucken Rheinländerinnen zu, die gleichfalls die Nase in den Morgen hinaussteckten. Das Volk hat seine eigenen Verständigungsmethoden. Es weiß nichts von der kühl abwägenden unpersönlichen Sprache der Herren Diplomaten. Darum sollte man die Möglichkeiten, die sich aus einem direkten Verkehr von Volk zu Volk ergeben, nicht unterschätzen. Dieser Austausch verdient die Förderung und Unterstützung jeder friedliebenden Regierung und nicht zuletzt der Arbeiterparteien und ihrer Organisationen. Gerade die Arbeitersänger aller Länder müßten jede Gelegenheit ergreifen, mit ihren Gesängen und Liedern die Herzen ihrer Genossen, die jenseits der Grenzpfähle wohnen, gefangen zu nehmen. Das sind die wahrhaften Eroberungen. Ans Werk!

In Paris angekommen, erhielten die Arbeitersängerinnen und -sänger vom deutschen Botschafter Leopold von Hoesch eine Einladung zum Besuch der deutschen Botschaft. Zweihundert unserer Genossinnen und Genossen gingen zu diesem Empfang. Die Zeiten haben sich doch geändert! Der Vorstellung der Führer der stattlichen Arbeiterdelegation folgte eine zwanglose Unterhaltung. Im persönlichen Austausch mit dem Botschafter sprach man über den Aufstieg der deutschen Arbeiter-Sängerbewegung die, von tüchtigen Dirigenten betreut, in ihren Volkschorverbänden und Männerchören bis in die kleinsten, abgelegendsten Gebirgsdörfer hinein die Musik, vom Volk geübt, wahrhaft in das Volk trage. Man sprach von dem ersten Deutschen Arbeitersängerfest in Hannover, von Richard Strauß und Max von Schillings, Hans Pfitzner und Hermann Scherchen, die wiederholt Konzerte unserer großen Arbeiterchöre dirigierten. (Führen doch heute bereits siebzig deutsche Volkschöre Beethovens 9. Sinfonie in ihrem Repertoire!) — Immer aufs Neue erweise sich die Musik als ein überaus starkes Bindeglied im gegenseitigen Austausch der Völker, und den Arbeitersängern gebühre Dank und Anerkennung, daß sie sich entschlossen hätten, nach Paris zu kommen, hier ihre Kunst zu üben. — Nachdem sich unsere Sangesgenossen an einigen Glas echtem „Münchener“. die Antialkoholiker mit Orangeade, gestärkt und unsre Sangesgenossinnen Pariser Kaffee und Konditoreiwaren zu prüfen Gelegenheit gehabt hatten, verabschiedete man sich von dem deuschen Botschafter, in dessen Räumen die rheinischen Arbeitersänger zwei Stunden herzlicher Gastfreundschaft sich erfreuen durften.

Am Pfingstmontag versammelten sich die Mitglieder der beiden Chöre und ihre Gäste auf dem Friedhof Montmartre, dem ältesten Friedhof von Paris, hier die Grabstätte Heinrich Heines zu schmücken, der, ein Sohn der Stadt Düsseldorf, auf diesem Friedhof begraben liegt.

In zahlreichen Autorundfahrten wurden die Sehenswürdigkeiten von Paris besichtigt. Strahlender Himmel stand über der Dreimillionenstadt.

Das Konzert unserer beiden Volkschöre fand im schönsten Konzertsaal von Paris, dem Salle Pleyel, statt. In der Wahl des darzubietenden Werkes hatte Dr. Hans Paulig, der Leiter der Düsseldorfer und Krefelder Volkschöre, eine glückliche Hand. Das Requiem von G. Verdi, mit dem das Konzert eröffnet wurde, kam in seinem sinnfälligen melodischen und harmonischen Reichtum dem Empfinden der Romanen entgegen. Unter der suggestiven, anfeuernden und virtuos über der Sache stehenden Führung Pauligs, der das Requiem auswendig dirigierte, erstand das Werk in seiner ganzen Farbenpracht und zwang die anderthalbtausendköpfige Zuhörerschar in seinen Bann. Unserer rheinischen Arbeitersängerschaft stand in dem Pariser Sinfonieorchester ein vorzüglich diszipliniertes Klangkörper zur Seite, der auf die Intensionen des Dirigenten mit größter Sorgfalt und Leichtigkeit einzugehen wußte. Nach dem dritten Satz der Messe setzte sich das Publikum — zur Hälfte Mitglieder der deutschen Kolonie, zur Hälfte französische Musiker und Musikliebhaber — über die im Programmbuch ausgesprochene Bitte hinweg, nicht nach den einzelnen Sätzen der Messe Beifall zu spenden. Aus dem Solistenquartett (Mia Bonsels-Kegler, Margarete Patt, Ernst Buckmüller und Hans Wiemes, Vorsitzender der „Freien Sängervereinigung“ Krefeld) sei besonders die seelenvolle Stimme Mia Bonsels-Keglers erwähnt. —

Weniger einverstanden könnten wir uns mit dem weiteren Programm dieser Veranstaltung erklären. Es ist ein Unding, den Schlußsatz der 9. Sinfonie von Beethoven, losgelöst vom Werk, zu Gehör zu bringen. Gewiß, sein „Alle Menschen werden Brüder“ war programmatisch gedacht. Allein der erhoffte Widerhall blieb aus. Das Publikum, von Verdis Melodieseligkeit verwöhnt, verweigerte die Gefolgschaft. Die vorgerückte Stunde — das Konzert konnte erst mit einer halbstündigen Verspätung abends 9.30 Uhr beginnen und währte bis Mitternacht — ließ die Feststimmung abebben. Was man schon vorher erwartet hatte, trat ein: Verdi „erschlug“ den Beethoven. Zum Ueberfluß hatte man zwischen beide Werke die Ouvertüre zu „Leonore“ Nr. 3 gestellt. Der Fehler einer falschen Programmzusammenstellung forderte seinen Tribut. Ein Achtungserfolg, kein frohes losgelöstes Uebergreifen einer bis aufs letzte gesteigerten Spannung, die von der Bühne in die Zuhörerschaft hinüberspringt, wie wir sie von Aufführungen der „Neunten“ in Deutschland kennen.

Die große Fahrt liegt hinter uns. Andere Chöre werden schon im kommenden Jahr die friedliche musikalische Eroberung von Paris fortsetzen. Die Stuttgarter Arbeitersänger planen für Paris eine Aufführung der 9. Sinfonie mit dem Berliner Philharmonischen Orchester unter Furtwängler oder einem anderen Dirigenten von internationalem Rufe. Sie werden sich mit der Verwirklichung ihrer Pläne leichter tun. Mag ihnen beschieden sein, weiterzubauen und fortzuführen, was unsere rheinischen Sänger vorgearbeitet haben. Mag ihnen in erhöhtem Maße beschieden sein, den Weg in die Herzen der breitesten Schicht der französischen Bevölkerung zu finden, den Weg zum Herzen des arbeitenden französischen Volkes.

Walter Hänel.

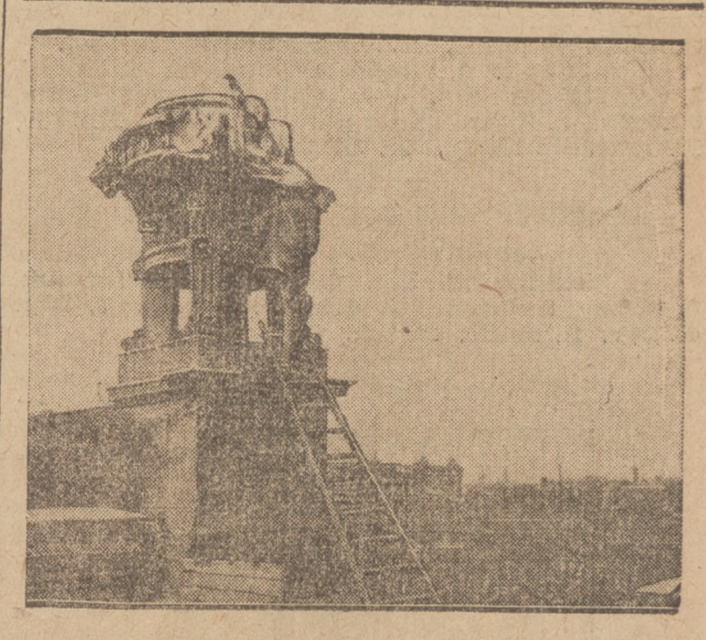
Sängerinnen und Sänger

sorgt dafür, daß diese Beilage von allen Mitgliedern gelesen wird und abonniert den „Volkswille“

Ein erster Appell

Mit euch Sangesbrüdern, und speziell denen, die sich sonst so stolz als Mitglieder des Arbeitersängerbundes zählen, jedoch dem Rufe der Bundesleitung nicht sehr große Beachtung schenken, ist uns Bedürfnis, uns einmal etwas öffentlich zu unterhalten. Wir hatten gehofft, euch alle bei dem Probesingen in Murcki (Emanuelssegen) begrüßen zu können, um einmal alle hübsch beisammen zu sein. Leider schien ein großer Teil von euch keine Kenntnis von dieser gemeinsamen Probe zu haben; oder sollen wir es anders deuten? Wir sahen nämlich sehr viele, von den rund 200 aktiven Sangesbrüdern, die nicht dabei waren, und hauptsächlich zogen es die „Herren“ Sangesbrüder vom Tenor vor, diese Probe zu schwänzen. Ob dies nun beabsichtigt oder unabwendbar war, wissen wir eben nicht, wollen aber für diesmal, zu eurer Ehre, das letztere annehmen. Es sollte uns zwar sehr freuen, wenn ihr auch „ohne Probe“ euch am Konzert am 30. Juni gesanglich beteiligen könntet, jedoch haben wir Bedenken, daß dann ihr allein richtig und alle übrigen verkehrt singen werden. Aus diesem Grunde haben wir noch eine gemeinsame Probe, und zwar am Sonntag, den 30. Juni, also am Tage des Konzertes, nachmittags um 1 Uhr, im Volkshaus Königshütte, angesetzt. Hierbei sollen unsere (die bei der erwähnten Probe anwesend waren) und eure „Leistungen“ vereinheitlicht werden. Soweit ihr noch nicht „Kapitalisten“ geworden seid und euch der Zugehörigkeit zum Arbeitersängerbunde nicht schämt, erfüllt eure Pflicht, wir jedenfalls rufen euch zu: Freundschaft!

N.



Jetzt hat's eingeschlagen —
nämlich in das Gebäude des Preußischen Landtags. Bei dem starken Gewitter, das am 26. Juni über Berlin niederging, schlug der Blitz in die wuchtigen Steinornamente der Bedachung — ausgerechnet während einer Landtagssitzung. Dem himmlischen Boten gelang es, eine erregte Auseinandersetzung zwischen zwei sehr entgegengesetzten Parteien des Hohen Hauses zum Schweigen zu bringen — allerdings nur vorübergehend.

Der Arbeitersängerbund ist bestrebt, sozialistische Kulturarbeit zu fördern!

Hilf mit! Trete ein als Mitglied!

Freigewerkschaftliche Rundschau

Gewerkschaft und Kapitalismus

Kapitalismus ist das heute herrschende System der Wert- und Warenerzeugung durch kapitalbesitzende Privatunternehmer, die Nichtbesitzer von Kapital gegen Lohn für sich arbeiten lassen. Da sie nur einen Teil der von den Arbeitern und Angestellten geleisteten Arbeit bezahlen, bereichern sie sich am Ertrag der nicht bezahlten Arbeit. Dies ist nur möglich durch den meistens ererbten Privatbesitz an den Produktionsmitteln, der dem Unternehmer auch die Macht der despotischen Fabrikleitung gibt.

Zwischen kapitalistischer Entwicklung und Gewerkschaft bestehen dichte Beziehungen wechselseitiger Natur. Man kann sagen, die Gewerkschaft ist geradezu eine Folge des Kapitalismus und der gesellschaftlichen Spaltung nach der Seite der Vermögensmacht hin. Letztere Differenzierung teilte die menschliche Gesellschaft in besitzende Kapitalisten und besitzlose Proletarier. Jeder einzelne dieser Schichten braucht fortgesetzt Subsistenzmittel, um zu leben, muß also fortgesetzt marktgängige Leistungen innerhalb der Potenzen seiner Person suchen. Der von produktivem Eigentum entblößte Arbeiter hat als Potenz nur seine Arbeitskraft zur Verfügung. Er muß diese unbedingt gegen Lohn oder andere Entschädigung verkaufen. Marktmäßige Lohnarbeit rechtlich freier, wirtschaftlich besitzloser Arbeitskräfte ist das Merkmal der kapitalistischen Arbeitsverfassung.

Das durchschnittliche Lohneinkommen hat eine spezifische Enge und trägt die Kennzeichen der Dauerhaftigkeit und Erblichkeit auf der Stirn. Diese dauernde Verwurzelung der besitzlosen Masse im Lohnsystem, die Abstellung der Arbeitsgelegenheit und der Lohnbildung auf alle Zufälligkeiten der Marktbewegung und Konjunktur, der dauernde Druck auf die Lohnhöhe und die lohnarbeiterliche Lebenshaltung sind der Boden, aus dem die Gewerkschaften hervorgewachsen sind.

Gewerkschaft ist eine von klassenbewußten Arbeitern und Angestellten geschaffene Institution, die, an den Warencharakter der Arbeitskraft anknüpfend, das Warengesetz für die Arbeitskraft beschränken und aufheben will. Sie ist die freie, dauernde nach innen genossenschaftlich-demokratisch aufgebaute Verbindung besitzloser, auf Lohneinkommen gestellter Menschen. In jeder Weise nimmt die Gewerkschaft die Interessen dieses großen Menschenkreises wahr und versucht, die wirtschaftliche Breite die soziale Geltung und die kulturellen Möglichkeiten innerhalb der proletarischen Daseinsform zu heben.

Das Hauptfeld aller Gewerkschaftspolitik ist die Regelung der Arbeitsbedingungen. Infolge der zunehmenden Industrialisierung und Mechanisierung der Produktion mit gesteigertem Arbeitstempo und erhöhter Unfallgefahr wird die Arbeitskraft schneller verbraucht. Die daraus entspringende Notlage der verbrauchten oder beschädigten Arbeitskräfte erforderte die Erkämpfung der verschiedensten Schutzmaßnahmen.

Um an die Regelung der Arbeitsbedingungen aber großzügig herantreten zu können, um die wechselnden örtlichen, zeitlichen und sondergewerblichen, sowie betrieblichen Bedingungen der Arbeit ganz genau zu erkennen galt es, den Arbeitsmarkt überschaubar zu machen. Erst der überschaubar gewordene Arbeitsmarkt ermöglicht den besonnenen und planvollen Ansatz der gewerkschaftlichen Ziele und Mittel. Die Marktkenntnis wird gewonnen durch Nachrichtendienst und Presse, bei fortgeschrittener Entwicklung der Gewerkschaften auch durch systematische Konjunkturbeobachtungen. Der nächste Schritt ist die Organisation des Marktes durch Arbeitsnachweis und Arbeitsvermittlung, eventuell durch Angebotsverschiebung oder Angebotsfernhaltung der Arbeitskräfte. Erhöhte Dringlichkeit besitzt die Arbeitsmarktpolitik im Falle des Streiks und der Aussperrung. Im ersten Falle muß Zuzug ferngehalten werden, im letzteren Falle müssen leichter bewegliche Arbeiter zur Entlastung der Gewerkschaftskasse auf andere Märkte übergeführt werden.

Die weiteren Zielpunkte der Gewerkschaften beziehen sich auf die Regelung der Bedingungen des direkten Arbeitsverhältnisses. Es handelt sich darum, diese in einem für den einzelnen Arbeiter günstigen Sinne gewerkschaftlich zu beeinflussen. Das geschieht einmal dadurch, daß die Gewerkschaften ihren Mitgliedern finanziellen und moralischen Rückhalt gewähren, wenn der Unternehmer unannehmbare Bedingungen bietet. Dies geschieht ferner durch Vorenthaltung der Arbeitskraft in akuter Form (Streik) oder in chronischer Form (Zurückhaltung der Leistung, des Angebots) zu dem Zwecke, die Nachfrage dringlicher zu machen und dadurch die Löhne zu steigern. Es geschieht weiterhin dem einzelnen Betrieb gegenüber entweder durch Sperre der Arbeitskraft oder durch Boykott seiner Produkte. Das geschieht nicht zuletzt durch Festsetzung von Normen des Arbeitsvertrages, über die die Gewerkschaft mit dem Unternehmer oder den Unternehmerverbänden Abrede trifft (Tarifvertrag). Mit der Erstarkung des Gewerkschaftswesens ist die letztere Form mehr und mehr durchgedrungen. Der von Verband zu Verband vereinbarte Normenvertrag regelt die wichtigsten Bedingungen des Arbeitsverhältnisses derart, daß der einzelne Arbeiter bei Abschluß des individuellen Arbeitsvertrages im Schutz der getroffenen Vereinbarungen steht, also dem vollen Druck der überlegenen Nachfragepositionen des Unternehmers entzogen ist. Viele Lohnverbesserungen und Verkürzungen der täglichen Arbeitszeit sind auf diesem Wege erzielt worden.

Auf dem Gebiete des Wohlfahrts- und Bildungswesens bewegte sich auch die Initiative der organisierten Arbeiterschaft. Ausbau des Arbeitsnachweiswesens, Wochenhilfe, Mieterschutz usw. sind ebenfalls reine Erfolge sozialpolitischer Kampfestätigkeit. Welche Bedeutung das Problem der vernünftigen Regelung der Arbeitsbedingungen in der Nachkriegszeit erlangte, geht ferner daraus hervor, daß neben den in beinahe ungeheurer Anzahl erlassenen Spezialgesetzen, wie Tarifvertrags- und Schlichtungsverordnung, Arbeitszeitgesetz, Verordnung über Betriebsstillegung usw. Die Benennung der wichtigsten Gesetze und Verordnungen weist darauf hin, in welcher Richtung sich die diesbezüglichen Nachkriegsprobleme bewegen. Zur Behebung der Existenzunsicherheit wird die Kündigung und Entlassung durch das Kontroll- und Mitwirkungsrecht der Arbeiter einer Beschränkung unterworfen. Ferner haben aus der gleichen Absicht heraus das Alter und der Familienstand bei Bemessung des Lohnes und des Urlaubes allgemein in den Tarifverträgen Berücksichtigung gefunden im Gegensatz zu dem vom Unternehmertum vertretenen Prinzip des Leistungslohnes.

Die Arbeiterschaft ist mit diesen Erfolgen aber nicht zufrieden, sondern verlangt weitere ihr unbedingt gebührende Rechte. Schlagwortartig heißen sie: Verbesserte Entlohnung, Pflege des Berufsethos neben fortschreitender Verkürzung der Arbeitszeit und rhythmischer Arbeitswechsel, gemein- oder planwirtschaftliche Sozialisierung, Demokratisierung der Fabrik und der Wirtschaft. Letzteres ist der Weg zur Anteilnahme an der öffentlichen Willensbildung und ein Mittel, Forderungen der Arbeiterschaft den Staats- und Wirtschaftsgewalten zu Gehör und Berücksichtigung zu verhelfen. Für die Hauptströmungen der gewerkschaftlichen Arbeiterbewegung ist Demokratie zur entschiedenen, radikalen Form des Denkens geworden. Der demokratische Gedanke hat dabei gleichzeitig die Funktion, als Ventil wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Spannungen zu dienen.

Die Stärke der Interessenvertretung und des gewerkschaftlichen Klassenkampfes wird stets von der Stärke der allgemeinen und inneren Solidarität der Arbeiterschaft abhängig sein. Jeder Arbeiter und jede Arbeiterin sollte deshalb mit dazu beitragen, diese innere Solidarität zu stärken und alle möglichen Kräfte für diese proletarische Interessenvertretung zu sammeln. Dann kann nicht nur dem Unternehmer stets entsprechend die Stirn geboten werden, sondern auch die inneren gewerkschaftlichen gegenseitigen Hilfseinrichtungen verbessert werden. Gerade diese sind für alle Mitglieder wertvoll, weil jeder Arbeiter mit schlechter Konjunktur und anderen Umständen rechnen muß, die das Schwergewicht des Gewerkschaftslebens nicht auf Kampf, sondern auf Verteidigung einerseits und gegenseitige Hilfe anderseits verlegen. Nur so ist Dauerkampf gegen den Kapitalismus gewährleistet und die Erreichung einer neuen Gesellschaftsordnung möglich.

Christian Schmitz.



Marienburger Festspiele

Alljährlich um Johanni finden in der westpreußischen Stadt Marienburg vor dem Backsteingotikbau des alten Rathauses Festspiele statt. In diesem Jahre wurde unter Mitwirkung von mehreren hundert Personen die historische Trilogie „Volk in Not" von Hans Franck aufgeführt.

Genf und die Arbeiter

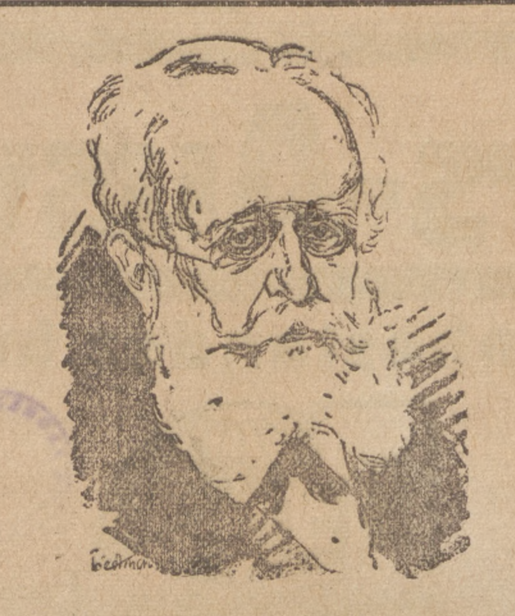
Die Lehre der Arbeitskonferenz

Die zwölfte Internationale Arbeits-Konferenz ist beendet. Sie hat in den von ihr angenommenen Abkommen, Empfehlungen und Entschließungen für die Sozialpolitik der angeschlossenen Länder wichtige Vorlagen geschaffen. Die Empfehlung über die Unfallverhütung, sowie die Abkommen über den Schutz der Hafenarbeit und die Gewichtsbezeichnung bei Schiffsfrachtstücken sind wertvolle neue Glieder der internationalen Sozialgesetzgebung. Allein die Genfer Arbeitskonferenz ist kein souveränes internationales Parlament. Sie verwandelt gewissermaßen nur die der internationalen Sozialpolitik gestellten Aufgaben in Aufgaben für die einzelnen Nationen. Deren Sache ist es dann, die in Genf zu Papier gebrachte Lösung gesetzlich durchzuführen und zu verwirklichen. Dazu ist aber erst recht überall eine starke Arbeiterbewegung notwendig.

Auf den Arbeitskonferenzen lehnten die Arbeitgeber bisher stets bedeutsame sozialfortschrittliche Empfehlungen ab. Das war auch diesmal so. Die Zweidrittelmehrheit, die zur Annahme der ausgearbeiteten Entwürfe in der Vollkonferenz notwendig ist, setzte sich nur aus den Arbeiter- und Regierungsvertretern zusammen. Die Beamten der Arbeitsministerien, die in Genf oft mit unleugbarem sozialem Verständnis an den Beschlüssen mitarbeiteten, haben aber zu Hause vielfach nicht die Kraft und die Macht, für ihr eigenes Kind einzustehen. Nur die Arbeiterbewegung erzwingt durch ihre Organisationen und durch ihre parlamentarischen Vertretungen in den einzelnen Ländern die Anerkennung der Genfer Beschlüsse. Staaten ohne nennenswerte Arbeiterbewegung pflegen meist nur Beschlüsse zu ratifizieren, die für sie ohne Bedeutung sind, oder sie ratifizieren, ohne ernsthaft an die Durchführung zu denken. Dieser Uebelstand ist diesmal auf der Konferenz von der Arbeitervertretung scharf kritisiert worden. Aber auch Länder mit starker Arbeiterbewegung erweisen sich oft als ein großes Hemmnis des sozialpolitischen Fortschrittes, wenn die Arbeiterschaft im Parlament nicht über genügend Einfluß verfügt. England ist hierfür ein sehr lehrreiches Beispiel. Erst der große Wahlsieg der englischen Arbeiterpartei brachte der Arbeitskonferenz die Ankündigung, daß England für die Ratifizierung des Washingtoner Abkommens eintritt.

Die Genfer Beschlüsse bilden den Durchschnitt schlechtesten und besten sozialen Bestimmungen in den einzelnen Ländern. Genf muß aus den nationalen Erfahrungen und Beispielen schöpfen, wenn es nicht Luftschlösser bauen will. Am unmittelbarsten kommt das in dem Fragebogen zum Ausdruck, der vor Ausarbeitung einer internationalen Regelung den Regierungen zugestellt wird. Diesmal sind Fragebogen für die internationale Arbeitszeit der Angestellten und über die Frage der Zwangsarbeit in den Kolonien beschlossen worden. Schon jetzt kann man prophezeien, daß die Staaten ohne starke freigewerkschaftliche Angestelltenbewegung und ohne nennenswerten Angestelltenschutz antworten werden, bei ihnen seien die Verhältnisse der Angestellten so idyllisch, daß keinerlei Veranlassung für Reformen gegeben sei. Nur wenn die Angestelltenschaft in den Großstaaten sich rührt, wird die internationale Regelung ihrer Arbeitszeit marschieren. Aehnliches gilt für die Beseitigung der Zwangsarbeit sowie für die Bekämpfung der Ausbeutung in halbkolonialen Gebieten wie Indien und China. Das Wetterleuchten im fernen Osten blitzte auch aus den Debatten der Konferenz. Nicht von ungefähr gab es Zusammenstöße. Ohne scharfen Druck der Arbeiterbewegung — das ging zur Genüge aus den Beratungen hervor — wird die Zwangsarbeit nicht abgeschafft werden. Im Gegenteil, man wird sie international festlegen.

Genf braucht die Arbeiterbewegung wie die Maschine den Motor. Ohne diesen Motor wäre die Internationale Arbeitsorganisation heute, im zehnten Jahre ihres Bestehens, vielleicht eine Registratur für soziale Gesetze — nicht mehr. Die Arbeiterbewegung ist das Lebenselixier für die Arbeiterorganisation und das Arbeitsamt. Auch die zwölfte Arbeitskonferenz zeigte wie ihre Vorgänger, daß bei dem Auftauchen von Schwierigkeiten z. B. in der Frage der automatischen Kuppelung der Eisenbahnwagen die Regierungen sehr schnell geneigt sind, die Flinte ins Korn zu werfen, und daß sie nur dann mitgehen, wenn die Arbeitervertreter einen Ausweg zeigen und auf Weiterverfolgung der Angelegenheit bestehen. Dazu kommt, daß die Genfer Probleme größer und ernster werden. Die Energie des Motors muß daher verhundertfacht werden. Das Himmelreich leidet Gewalt und nur die Gewalt brauchen, reißen es an sich.



85 Jahre alt

wurde am 28. Juni in völliger geistiger und körperlicher Frische Exzellenz Wirklicher Geheimer Rat Professor Dr. von der Leyen, der mehr als 53 Jahre an der Entwicklung des deutschen Eisenbahnwesens mitgearbeitet hat und noch heute als Schriftleiter des „Archivs für Eisenbahnwesen" tätig ist.

Gewerkschaften und Youngplan

Vertretung der Gewerkschaften in den Organisationskomitees des Youngplanes gefordert.

Berlin. Der Vorstand des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes hat einen Brief an den Reichskanzler und den Reichsfinanzminister gerichtet, in dem er die Vertretung der Gewerkschaften in den Organisationskomitees des Youngplanes fordert. In dem Schreiben heißt es: Es handele sich bei den Beratungen der Komitees um Fragen, die auch die Interessen der Arbeitnehmerschaft weitgehend berührten. Für die Reichsbahngesellschaft werde im Youngplan sogar ausdrücklich auf die Regelung der Personenangelegenheiten hingewiesen. Ebenso sehr seien die Arbeitnehmer an der neuen Fassung des Bank-Gesetzes sowie den anderen von den Organisationskomitees zu bearbeitenden Fragen interessier.t Da zu den Verhandlungen in Paris Gewerkschaftsvertreter nicht hinzugezogen worden seien, hätten in dem Youngplan Bestimmungen aufgenommen werden können, die für die Arbeitnehmerschaft besonders abträglich sind. Umso dringlicher sei jetzt die Hinzuziehung von Gewerkschaftsvertretern.

Verantwortlich für den gesamten redaktionellen Teil: Josef Helmrich, wohnhaft in Katowice; für den Inseratenteil: Anton Rzyttki, wohnhaft in Katowice. Verlag: „Freie Presse" Sp. z ogr. odp., Katowice; Druck: „Vita", nakład drukarski, Sp. z ogr. odp., Katowice, Kościuszki 29.

Mitteilungen
des Bundes für Arbeiterbildung

Königshütte. Am Sonnabend, den 29. d. Mts., macht der Bund für Arbeiterbildung seinen ersten Ausflug an die Klodnitz. Mit Rücksicht auf das Sängerfest am 30., haben alle Kulturvereine von größeren 2 Tagen-Touren abzusehen und sich an der Veranstaltung des Bundes zu beteiligen. Abmarsch um 6 Uhr früh vom Volkshaus. Zupfinstrumente sind nach Möglichkeit mitzubringen.

Versammlungskalender

Versammlungen des Bergbauindustrieverbandes am Sonntag, den 30. Juni 1929.

Zawodzie. Vormittags 10 Uhr, findet im Lokale des Herrn Posch, ul. Krakowska, eine Versammlung der Uebertagearbeiter und Maschinenbetrieb der Ferdiandgrube statt. Ref. zur Stelle.

Nikolai. Nachmittags um 3 Uhr, findet im Lokale Freundschaft eine Mitgliederversammlung statt. Ref. zur Stelle.

Königshütte. Vormittags ½10 Uhr, Volkshaus. Referent: Kam. Piecha.

Arbeiter-Sängerbund!

Die Generalprobe für das Konzert am 30. Juni 1929 findet am gleichen Tage, nachmittags 1 Uhr, im Volkshaus, Königshütte, ul. 3-go Maja 6, im Saale statt. Die ersten Vorsitzenden der auswärtigen Vereine werden ersucht, ihre Mitglieder über Zeit und Aufführung des Konzerts genügend zu instruieren. Gleichzeitig wird vollzähliges Erscheinen aller Sängerinnen und Sänger erwartet. Einheitskleidung und Bundesabzeichen anlegen. Weiteres bei der Generalprobe.

Königshütte. (Konsumverein „Naprzod".) Die für den 29. Juni anberaumte Generalversammlung fällt aus. Späterer Termin wird noch rechtzeitig bekanntgegeben.

Königshütte. (Verband ehem. Kriegs- und Zivilgefangener.) Am Sonnabend (Peter-Paul), den 29. d. Mts., veranstaltet obiger Verband einen Ausflug an die Klodnitz (Schwertfeger). Sammelpunkt für den nördlichen Stadtteil am Volkshaus, ul. 3. Maja 6 und für den südlichen an den Schrebergärten an der ul. Hajducka. Abmarsch vom Volkshaus 6 Uhr. Am Sonntag, den 30. d. Mts., vormittags 10 Uhr, Mitgliederversammlung, Volkshaus (Dom Ludowy), ul. 3-go Maja 6 (Vereinszimmer).

Königshütte. (Die Naturfreunde.) Am Mittwoch, den 3. Juli 1929, abends 7½ Uhr, findet im Vereinszimmer des Volkshauses Krol. Huta, ulica 3. Maja Nr. 6, die fällige Monatsversammlung statt. Ein vollzähliges und pünktliches Erscheinen der Mitglieder ist erwünscht.

Königshütte. (Radfahrerverein.) Der Arbeiter-Radfahrerverein „Solidarität" unternimmt am Sonnabend, den 29. Juni d. Js., einen Ausflug nach Neudeck. Sammelpunkt um 8 Uhr früh am Volkshaus. Ausfahrt punkt 8½ Uhr früh. Sämtliche freien Radler mögen daran teilnehmen. Auch Nichtmitglieder können sich anschließen. Um recht rege Beteiligung wird gebeten.

Eichenau. (D. S. A. P.) Am Sonntag, den 30. Juni, vormittags 10 Uhr, findet eine Mitgliederversammlung im Lokal des Herrn Achtelik statt. Referent: Genosse Redakteur Helmrich.

Janow-Nickischschacht-Gieschewald. Am Sonnabend (Peter-Paul) gemeinsamer Ausflug der Frauengruppe „Arbeiterwohlfahrt" u. des Bergbauindustrieverbandes nach Emok. Treffpunkt um 2 Uhr nachmittags, Chaussee Ostschacht.

Myslowitz. (D. S. A. P. und Frauengruppe Arbeiterwohlfahrt.) Die von seiten des Bezirksvorstandes angesetzte Generalversammlung findet am Sonnabend, d. 29. Juni, nachmittags 3 Uhr, bei Chilinski am Ring statt. Sämtliche Genossinnen und Genossen haben pünktlich zu erscheinen. Gäste sind willkommen. Referent ist der Bezirksleiter Genosse Kowoll.

Myslowitz. (Gemischter Chor.) Am Sonnabend, den 29. Juni, nachmittags um 2½ Uhr, findet im Vereinslokal „Chylinski" unsere Monatsversammlung statt. Da wichtige Punkte auf der Tagesordnung stehen, ist pünktliches und vollzähliges Erscheinen notwendig.

Nikolai. Am Sonnabend, den 29. Juni, findet nachmittags 4 Uhr im Lokal „Freundschaft" eine Frauenversammlung der „Arbeiterwohlfahrt" statt, zu welcher auch die Genossen und Freigewerkschaftler eingeladen sind. Referentin: Genossin Kowoll.

Kaufhaus Guttfeld Katowice 3. Maja 18

Arbeiterhemden, Unterhosen, Monteur-Anzüge, Berufsmäntel, Socken, Trikotagen, Hosenträger, Taschentücher, Herrenstoff-Reste zu billigen Extrapreisen

Sehr geehrte Damen! Nützen Sie die Gelegenheit aus!

WIENER DAMEN-WÄSCHE-FABRIK

Katowice, ul. Mielęckiego Nr. 8, im Hofe links

veranstaltet einen

Detail-Verkauf zu en-gros-Preisen!

Bestellungen werden entgegengenommen!

Günstige Zahlungsbedingungen!

Detail-Verkauf zu en-gros-Preisen!

Große Auswahl! - Konkurrenzpreise!



ein Modell aus

Beyers Mode-Führer

(Bd. I: Damen. Preis 1.90, Bd. II: Kinder. Preis 1.20)
Jeder Band mit Schnittbogen
Alles zum Selbstarbeiten!
Überall zu haben!
BEYER-VERLAG / LEIPZIG T

Die Katze im Sack kaufen

So sagt der Volksmund, wenn man etwas unbesehen kauft: man kann dabei leicht hereinfallen! Deshalb sollten Sie sich, verehrte Hausfrau, auch durch eine schöne Packung niemals beeinflussen lassen. Packungen kosten Geld, werden weggeworfen, müssen aber mitbezahlt werden. Die bekannt-reelle „Kollontay-Seife" Schutzmarke Waschbrett wird niemals in Packung verkauft. „Kollontay-Seife" ist für intelligente Hausfrauen bestimmt, die keinen Pfennig wegwerfen, die aber sehen und prüfen wollen, was sie für ihr Geld erhalten. Prüfen Sie den angenehmen Duft, die Milde und Schaumkraft, das reine klare Aussehen der schönen „Kollontay-Seife" und Sie werden erstaunt sein, wie man für so wenig Geld so Vollkommenes bieten kann.

Mydło **KOŁŁONTAY**



August Förster
Pianino-, Flügel- und Harmoniumfabriken
Löbau i. Sa. u. Georgswalde C.S.R.
Weltfirma seit 1859

Die einschlägigen Pianino- u. Harmonium-Modelle sind sofort ab Lager lieferbar durch den
Alleinvertreter

Emanuel Wittor, Pianomagazin
Katowice, ul. 3 Maja Nr. 38
(Auch Ratenzahlung!)

Ohne Arbeit, ohne Müh',
Hast Du schon in aller Früh
Mit **„Purus"** in einem Nu
Blitze blanke reine Schuh'

„Purus"
chem. Industriewerke Kraków

Café Atlantic

Tel. 1338 **KATOWICE** Tel. 1338

Ab Montag, den 17. Juni 1929
Vollständig neues u. verstärktes Programm
Nur einige Tage Gastspiel
der berühmten Xylophon-Virtuosen

Gebr. Orloff

IZIA 10 Jahre JOZIA 6 Jahre alt

Unseren verehrten Gästen zur gefälligen Kenntnis, daß wir in den Sommermonaten, u. zwar ab 17. Juni unser Café um 1 Uhr mittags öffnen, und unsere Waren zu Caféhauspreisen (ohne Konzertaufschlag) abgeben werden.

Täglich von 5 bis 7 Uhr:
Konzert u. Tanz-Tee
ohne Preiserhöhung
Sonn- und Feiertag:
5-Uhr-Tee mit Programm

Werbet ständig neue Leser



Ein Inserat
die beste
Kundenwerbung!



TEEKANNE Blau
Der Damen-Tee
zart, blumig, nicht aufregend, die sogenannte Russische Tee-Mischung, bes. geeignet für die Zubereitung im Samowar, da auch bei längerem Ziehen nicht bitter werdend.

Nähmaschinen, Fahr- und Motorräder, Marke, Opel
Gramophone und Platten
zu billigsten Preisen.
Verkauf gegen Bar- und Ratenzahlung zu günstigen Bedingungen.
Achtung!
Unerfahrenen wird das Maschinenähen und sticken angelernt.

BLITZIS-KA
Katowice, Mielęckiego 8, zweiter Hof
Alle Nähmaschinen werden in Zahlung genommen.

Konkurs-Ausverkauf

des gesamten Warenbestandes in den Schuhgeschäften



Katowice
ul. Pocztowa Nr. 3

Król. Huta
ul. Jagiellońska Nr. 5

Rücksichtslos ermäßigte Preise!